



Aus dem

Dorpater Tagesblatt.

D 169

Inhalt:

Ein Brief von Goethe	Seite 1	Der Kirchenbrand zu St. Jago	Seite 46
Ein Tagebuch des Grafen Kantrin, weil. russ. Minister der Finanzen	5	Gottesverehrung auf Actien	48
Aus Florenz	42	Ein livländischer Reisender in Afrika	49
Der Martinstag	42	Gefangene Italiener in Buchara	53
Der St. Katharinentag	45	Bismarck in Miga	56
		Eine Kirchweib am Strande	58

ESTICA

A. 2818.

Dorpat, 1864.

Druck und Verlag von G. J. Karow, Universitäts-Buchhändler.

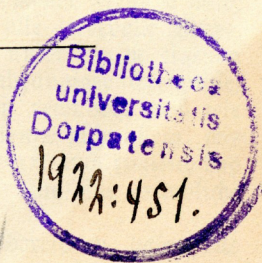
Aus dem

Dorpater Tagesblatt.

~~~~~

## Inhalt:

|                                                                                 |         |                                                 |          |
|---------------------------------------------------------------------------------|---------|-------------------------------------------------|----------|
| Ein Brief von Goethe . . . . .                                                  | Seite 1 | Der Kirchenbrand zu St. Jago . . . . .          | Seite 46 |
| Ein Tagebuch des Grafen Kanstin, weil.<br>russ. Minister der Finanzen . . . . . | „ 5     | Gottesverehrung auf Actien . . . . .            | „ 48     |
| Aus Florenz . . . . .                                                           | „ 42    | Ein livländischer Reisender in Afrika . . . . . | „ 49     |
| Der Martinstag . . . . .                                                        | „ 42    | Gefangene Italiener in Buchara . . . . .        | „ 53     |
| Der St. Katharinentag . . . . .                                                 | „ 45    | Bismarck in Riga . . . . .                      | „ 56     |
|                                                                                 |         | Eine Kirchweih am Strande . . . . .             | „ 58     |



Dorpat, 1864.

Druck und Verlag von E. J. Karow, Universitäts-Buchhändler.

## Ein Tagebuch des Grafen Kanfrin, weil. russ. Minister der Finanzen.

Die nachstehenden Zeilen eröffnen eine Reihe von Mittheilungen aus einem Tagebuche, welches der verst. Graf Kanfrin im Sommer 1840 auf einer Erholungs- und Badereise niederschrieb. Die anspruchslosen Blätter tragen das Gepräge der Ferien eines vielbeschäftigten Staatsmannes. Sie enthüllen weder politische Geheimnisse, noch schreiben sie die Geschichte eines sorgen- und arbeitschweren Amtes. „Was ich für mich selbst niederschrieb“, so lautet ihr Titel. „Warum — so fragt sich einmal der Tagebuchschreiber — verzeichne ich etwas über Berlin; es ist ja bekannt genug“, und antwortet: „weil ich, großer Geschäfte gewohnt, aus Bedürfniß schreibe.“

Mit lebhafter Theilnahme verfolgt man bei Durchsicht des Originals die Reihen von Fragen, welche erörtert oder gestreift werden. Erinnerung, Begegniß, practisches Interesse, mitunter Lectüre, bedingen ihren Wechsel und bestimmen die Bedeutung, welche jeder einzelnen zufällt. Bald werden politische Principien und Gegensätze besprochen, welche die Welt beherrschen, seit es Menschen und Völker giebt; bald Häuserfacaden und „Verletzungen architectonischer Feinheiten“; die Zerfahrenheit Deutschlands; die Räthsel der Geologie; die Zukunft der Eisenbahnen; die Geheimnisse der Kunst zu vergolden. Bald herrscht die lebendige Wirkung jüngster Eindrücke, erster Bekanntschaft vor: „es ist mir eigen — so lautet ein Selbstbekenntniß — in Dingen, die eben kein practisches Wirken fordern, gern schnell zu urtheilen;“ bald wieder die gemiegte Ruhe des vielerfahrenen Beobachters. Mitunter wird wol aus langen Reihen von Erfahrungen eine Summe gezogen, welche heute, nach abermals neuen Erfahrungen, nicht völlig mehr zutrifft. Manches Meinungsbekenntniß mag hier oder dort nicht sympathisch berühren. Nirgends aber verleugnet sich die ungekünstelte Aufrichtigkeit eines dem Schein abgewandten und auf das Wesen gerichteten Mannes.

Sein Tagebuch wird ihn seinen Zeitgenossen lebhaft ins Gedächtniß zurückrufen, der jüngeren Generation aber näher stellen, als bisher, wo ihr wenig mehr von ihm bekannt war, als sein vielgenannter Name.

## I. Die Abreise.

Am 27. Mai/8. Juni 1840, auf dem kais. Dampfschiff Ischora.

Gestern vor beinahe 43 Jahren, kam ich als ein unbedeutender Student nach St. Petersburg. Die kümmerliche Lage meiner Eltern — mein Vater war früher nach Rußland berufen worden, schickte sich aber nicht genug in das Land — der Mangel an Ausichten, häusliche Unannehmlichkeiten, an denen ich keine Schuld trug, stürzten mich mehrere Jahre hindurch in todesgefährliche Krankheiten; ein Zufall, ein Glücksfall, eine Anomalie gaben meinem Schicksal eine andere Wendung. Die Gnade des Kaisers Paul I. gab mir eine honorable Anstellung.

Gestern am 26. Mai 1840 verließ ich Petersburg in den höchsten Staatswürden, nicht besonders reich, aber doch sehr wohlhabend, und auf eine ehrliche Art, mit meiner edlen, treuen Gattin, zwei jüngeren Töchtern, zwei noch jüngeren Söhnen, einen ließ ich als Fähnrich am Kaukasus, den zweiten im Pagencorps. — Warum? Um nach achtmonatlichen schweren Leiden, bei einer ebenso schweren Amtsführung, an den Mineralwässern des Auslandes auf Befehl meines Herrn und Wohlthäters Linderung zu suchen. Ich stehe im 66. Jahr.

Doch wozu das? Wer will es wissen? Niemand, oder nur sehr Wenige! Aber ich zeichne das für mich auf. Ich kenne ja das Gemüthlose unsrer Tage.

Als ich so aus der Nähe des Marmorpalais im Wagen herunterfuhr, am englischen Quai ein Dampfboot bestieg, auf der Rhede von Kronstadt mich auf das Kriegsdampfboot Ischora übersiedelte, fiel mir so Manches aus jener alten Zeit ein: die Ungeduld, die mir einst die Zollformalitäten in Kronstadt verursachten, der nicht angenehme Eindruck, den die in bunter Nationaltracht sich herumtreibenden Matrosen-Weiber, — es war der Tag Peter und Pauls — das halb-erbauete Kronstadt, später die schlechten Häuser des St. Petersburger Zolls, das nach altem preussischen Schnitt gekleidete Militär, die altväterischen Civiluniformen und so vieles andere auf mich machten. Ich war plötzlich nicht blos in ein fremdes Land, mit andern Sitten und andern Trachten, versetzt, sondern das, was den civilisirten Theil der Nation ausmachen sollte, stand bildlich um vierzig Jahre zurück. Und ich kam aus Gegenden, welche das Getümmel des französischen Krieges vielfach überzogen hatte.

Besonders fiel mir damals ein Mann auf, ein Hafenmeister oder so etwas vom Zoll. Er war schwarzbraun, mit starken Zügen, von armenischer oder einer andern asiatischen Race, vielleicht gar Zigeuner. Er trug die Uniform des St. Petersburger Gouvernements, dunkelgrün mit Aufschlägen von Ponceaupläsch, die ihm beinahe bis an die Ellbogen gingen, einen aufgenähten Kragen und der übrige Schnitt dem gemäß. Ich wurde betrübt.

St. Petersburg, dessen unterste Theile am Fluß noch jetzt nicht

glänzend sind, war es dazumal noch weniger, doch stand schon vieles Große und Schöne. Im Innern waren die bessern Gebäude theils nur straßenweise vorhanden, theils lagen sie vereinzelt da. Die Zollgebäude waren zusammengekauft schlechte Privathäuser, wo ich jetzt einen Ballast mit mächtigen Bachhäusern habe erbauen lassen.

Besonders fehlte es überall an Keinlichkeit und Ordnung. Bei dem aus natürlichen Umständen schlechten Pflaster gab es keine Trottoirs, die Brücken waren meist von Holz, noch stand der Wall der Admiralität, viele Häuser waren von außen vernachlässigt, ja ich habe in großen Hotels in der untern Etage Fenster Scheiben mit Papier verklebt gesehen.

Wie hat sich doch dies Alles geändert. Der Kaiser Alexander hat für St. Petersburg, nicht bloß durch herrliche Gebäude, sondern auch durch die äußere Keinlichkeit und die Einföhrung des Geistes der Ordnung und des Erhaltens unendlich viel gethan, und es ist mit noch größerer Thätigkeit fortgesetzt worden.

Doch wie hat sich Rußland überhaupt geändert. Es ist kaum glaublich wie gewaltig die Civilisation, die Europäisirung, das Materielle und Geistige, die Wissenschaft und Nationalliteratur, die Erziehung und die Denkungsart, der Luxus und die Anhäufung von Capitalien, die Institutionen cultivirter Nationen und der Eifer der Verwaltung, fortgeschritten sind. Und dieser Gang wird immer rascher!

Dann erinnerte ich mich wie das Verbot der Fraks und runden Hüte zu manchen Caricaturen Anlaß gab und wie doch in der letzten Zeit Paul's die Uniformen wieder ziemlich elegant geworden und wie ich die erste anzog — Kleinigkeiten! Ja wol! Aber der Mensch ist selbst eine Kleinigkeit.

In andern Hinsichten war es damals viel prächtiger in St. Petersburg. Bei Hoffesten fuhren die höhern Staatsbeamten mit sechs deutschgeschirrten Pferden, glänzenden Livreen, Läufern, und Piqueurs zum Kaiserballast. Jetzt mit vier oder zwei Pferden in Nationalgeschirr und mit einfacheren Livreen. Nur in Uniform oder kostbarem Staatsrock sah man dazumal alle angesehenen Leute, im Negligé nur im französischen Rock, doch ohne Degen, meist in Schuhen. Heutzutage läuft man Morgens im schwarzen, verwachsen aussehenden Ueberröckchen herum und besucht die feine Gesellschaft in Matrosenpantalons. Wer weiß was besser war? das Eine wie das Andere ist gleichgültig und erhält nur durch die Umstände Bedeutung.

Von der Reise selbst kann ich wenig sagen. Bei dem schönsten Wetter fuhren wir bis heute Hochland und mehreren kleinen Inseln und Leuchttürmen vorbei. Bis Kronstadt würde das linke Gestade, mit den vielen kaiserlichen Schlössern, den Landhäusern und andern Gebäuden höchst reizend sein, aber die Fahrt geht zu entfernt vom seichten Ufer. Weiterhin sind die Ufer flach und entfernt. Hochland, eine Felseninsel mit Birken und Tannengestrüpp bewachsen, hat keine üblen Umrisse, aber seine Vegetation macht einen traurigen Eindruck. Man denkt sich im höchsten Norden, wo nur ärmliches Knieholz und etwas weiter hin nur Rennthiermoos auf ewig gefrorenem Boden das Erstehen der Natur bezeichnen.

Den 28. Mai/9. Juni 1840.

Der plötzliche Tod eines Matrosen an einer wenig Stunden dauernden Krankheit, bewog gestern den Capitän nach Reval zu steuern, um die Leiche dort auszusetzen. Wir kamen verschiedenen Leuchthürmen, Zeichen und Inseln in ziemlicher Entfernung vorbei, unter denen nur die gut bewaldete Insel Wrangel zu bemerken ist. Es darf hier kein Holz gehauen werden, weil die Insel, stark bewaldet, dem Seefahrer in diesem bösen Halbmeer bei der Wendung nach Reval als sicheres Merkzeichen dient.

Das Profil des hochliegenden Reval, mit dem zu meiner Zeit wieder hergestellten Mausesturm, stellt sich gar romantisch dar. Leider ist die Stadt in einer kränklichen Lage. Versuche, ihr aufzuhelfen, haben wenig gefruchtet. Der Mangel an einem schiffbaren Fluß, vor allem aber die zwei großen Emporien von St. Petersburg und Riga, hindern einen bedeutenden Handel. Er crystallirt sich immer da weiter fort, wo er schon stark angeschossen ist. Reval bleibt also auf den Handel der Umgegend, auf den Erwerb einer Gouvernementsstadt und Flottestation beschränkt.

Heute sind wir nun in etwas freierem Meer und mit der Seeöde tritt auch die Geistesöde ein; ich will mich also mit Erinnerungen behelfen, da das ruhige Meer wenigstens dieses zuläßt.

Ich denke wieder an Kaiser Paul. Nicht erwähne ich seines Geistes, seiner Kenntnisse, seines im Grund guten Herzens, seiner Sonderbarkeiten, seiner Uebereilungen. Von etwas anderem sei die Rede, was man bestreiten wird, und was doch wahr ist. Die Regierung Kaiser Pauls war nicht blos eine Wohlthat, sie war eine Nothwendigkeit für Rußland: eine Regeneration und in manchen Hinsichten eine neue Schöpfung und Richtung. Es gehört nicht hierher, die Tendenzen näher zu entwickeln, welche in der letzten Zeit der großen nun alten Catharina herrschend geworden. Aber sie mußten gebrochen werden, und der sie brach litt dafür. So sagte mir einst eine hohe Person. Freilich hätte dies auf eine andere Art geschehen sollen, aber vielleicht war grade die Art, wie es geschah, die am schnellsten wirkende. Wie dem auch sei und weit entfernt das Unrechte zu billigen, die Wirkung ist da, und die Nationen bedürfen des Unwetters, so gut wie die Natur.

## II.

Den 29. Mai.

Gestern wehte ein rauher, alle Gemüthlichkeit auf dem Deck raubender Nordwestwind, genauer Nord zum Westen. Wir brachten die Zeit nach Tisch mit Karten zu. Heute gegen Mittag erkannte man den Leuchthurm bei Gothland. Seit wir aus dem finnischen Meerbusen, ward die Leere noch größer. Das Lesen selbst will nicht recht munden. Indessen, der Mensch gewöhnt sich an gar Vieles. Nur wenigen Männern in einem Staat wird eine so schwere und vielbeschäftigte Aufgabe wie mir. Sechszehn Stunden täglich in Arbeit,

wenn man das Mittagessen und Lesen einiger öffentlichen Blätter und Bücher mit einschließt, und wenn es etwas leichter würde, mit Mißbehagen gewahr werdend, ich habe zu wenig zu thun; finde ich mich jetzt ganz gut in einen, ich will nicht sagen süßen, aber doch völligen Müßiggang. Die Wirkung des Reisens und besonders zur See.

Hätten wir die Zeitungen, sie würden uns lebendiger ansprechen, als die todten Bücher. Doch das bringt mir andere Gedanken.

Alte und neue Zeit, Servilismus, und Radicalismus, Aristocratismus und Liberalismus, Wünsche des nicht Wiederkommenden, Hoffen des Niegeschehenden, Träume der Jugend, Scepticismus des Alters, wie wirt sich das alles jetzt in der Welt unter einander. Und doch war es immer so. Instinkt der Unterordnung und Geist des Erhebens, Drang nach Macht und Lust zum Widerstreben, Glauben an Ideale und Zweifel am Besserwerden, das sind die Elemente, aus denen sich der Gang der menschlichen Gesellschaft, bald besser bald schlechter, entwickelt. Nur die Form, die Farbe, die Gegenstände waren im Lauf der Zeiten verschieden. Jederzeit war die Mehrheit stolz im Geist der Zeit befangen, sei es einer vergangenen oder der gegenwärtigen. Nur Wenige, sehr wenige, sehen ganz, oder wenigstens zum Theil über die dünnelhafte Einseitigkeit des Zeitgeistes hinaus. So Erasmus zur Zeit der Reformation!

Und so muß es sein! Ruhe, Stätigkeit, Vielen so wünschenswerth, ja im Grund Haupttendenz des Menschen, können nicht Zweck der Gesellschaft sein. Unruhe erhält ihre Lebenskräfte, Revolutionen heilen ihre Krankheiten, das Gute macht dem Schlechten Platz, es kommt wieder, aber in anderer Gestalt; kurz ein ewiges Ringen und Streben, Erreichen und Verfehlen; klein finden, was uns groß dünkte, als Irrthum erkennen was uns wahr, als Armjeligkeit was uns Glück schien: das ist die Vorausbestimmung des Menschen und der Gesellschaft. Es ist betrübt, ja es ist betrübt! Aber was helfen die Jeremiaden. Wäre es gut, wenn recht Viele die ganze trostlose Kleinlichkeit, Jämmerlichkeit, Erbärmlichkeit der menschlichen Dinge einsehen? Wenn Viele die Mängel des Alten, die falschen Schlüsse des Neuen richtig erwägten, wenn alle idealischen Leistungen dahin wären und mit ihnen nicht bloß das gehoffte Außerordentliche, sondern auch das geringere Bessere? Nein, nur durch jene Conflictte von Täuschungen erhält sich die Gesellschaft, freilich oft unter schweren Krämpfen, Elend und Blut; und manchmal, wie heutzutage, wird die Herrschaft des Wahns kaum erträglich.

Volksouveränität, Freiheit sind die großen Götzen; Constitutionen, mit ihren systematischen Oppositionen die großen Wahrheiten und Irrthümer, das Eldorado und die Seifenblasen unsrer Zeit. Wie absurd wird manches nach einem halben Jahrhundert klingen, so ohngefähr wie heutzutage manche Streitigkeiten der alten Theologen, oder die Moden Ludwigs XIV.

Doch aus diesen Ergießungen der üblen Meerlaune dürften irrige, unvollkommene Schlüsse gezogen werden. Mein ganzes Leben hindurch in kleinen und großen Wirkungskreisen, in heitern und trü-

ben Tagen, war mein einziger Zweck den Menschen Gutes zu thun, das Besserwerden der Dinge zu fördern, neues Nutzbare einzuführen, Kenntnisse und Civilisation zu verbreiten; und die, welche mich kennen, wissen, ob und wie weit mir etwas gelungen. Aber eben deshalb mißfällt mir der Geist der Zeit, weil er grade am möglichen Besserwerden hindert, wenigstens erschwert. Ich will mich etwas Näher aussprechen.

Volksouveränität! Welch' alberner Gedanke? Selbst das Haupt der Liberalen (wol zu bemerken jetzt am Ruder)\*) will sie durchaus nicht in der Zahlen-Mehrheit gefunden wissen, und wo denn?

Kein freiwilliges Erwägen, keine Spontaneität der Wahl, nein eine starke Naturnothwendigkeit bedingt die menschliche Gesellschaft: somit Unterordnung, Macht und Regierung, deren Gebrauch und Mißbrauch und alle anderen Folgen, Freiheit und Abhängigkeit, Ungleichheit der Stände, des Strebens und der Cultur, Ungleichheit der Beschäftigung, zuletzt das größte Uebel und die nothwendigste Bedingung der Gesellschaft: das erbliche Eigenthum. Alles wie es der Gang der Dinge, Begebenheiten und Umstände herbeiführt. Daher die ewige Unmündigkeit der Massen. Hier ist kein Contract, kein Wollen, kein Willen, sondern ein herbes Müßsen. Nicht nach dem Volksauspruch bilden sich despotische, väterliche, juridische, constitutionelle Regierungen, Monarchieen, Aristocratieen, Democratieen, diese vieldeutigen Worte! Zeit und Geschichte bringen das Alles.

Eines bleibt bei jeder Form Hauptsache. Die unmündige Masse wird nie mündig und muß beständig unter Vormundschaft bleiben, sonst droht der Gesellschaft Verderben. Es ist leider schon Elend genug in der Welt, hütet euch es zu vermehren, denn grade in der unmündigen Masse liegt die große Gefahr, wie die Revolutionen aller Zeiten beweisen. Und so haben denn auch Griechenlands Republiken, und Rom und die neueren Monarchieen, Aristocratieen und Democratieen gehandelt so lange sie konnten, oft nicht wie es sein sollte, doch immer in derselben Ueberzeugung.

Welche Grundsätze! nur aus Norden können sie kommen! Steigt ihn, sagt der Haufe, welche Tyrannei muß daraus folgen, sagt der Gebildetere. Mit Nichten! Ueber dem Allen schwebt ein Höheres — Wahrheit, Moral, Pflicht, Wohlwollen. Eines verkörpert diesen Geist: practischer Sinn mit Erfahrung und Fleiß zum Regieren. Nicht durch politische Theoreme, nicht aus Combinationen politischer Formen, so gut sie auch sein mögen, läßt sich das Glück der Völker dauernd erwarten; nur aus jenem Höheren und seiner Verkörperung kann es entstehen, sei die Form welche es wolle, und wenig nützt die Form, wo jenes Obere fehlt. Daher nenne man immer die Massen unmündig: werden sie nur gerecht, wohlthätig, zweckmäßig und mit möglichst geringer Einschränkung der persönlichen Freiheit bevormundet, wie gute Eltern mit ihren heranwachsenden Kindern

\*) Es ist damit Thiers gemeint.

thun. Besser so, als daß sich der verwilderte Haufe zerfleischt, oder aus Noth zerfleischt wird, oder sich selbst die Quellen zu seiner Erhaltung zerstört oder verkümmert.

Aber wie demüthigend für die Menschheit? Keineswegs! Einige sollen regierend den Staat verwalten; Andere in manchen Abstufungen die Beschäftigungen der Gesellschaft leiten, also auch regieren; die Unmündigen und nach Mündigkeit Ringenden sollen arbeiten, gehorchen lernen, bis es den Bessern gelingt in höhere Sphären (durch eigenes Streben, eigne Mühe) überzugehen. Aus diesen Bann-Kreisen kann man nicht herausgehen, denn es sind die Gesetze der Natur. Es ist das Hauptübel unserer Zeit, daß so Viele nicht nach dem natürlichen Verlauf der Dinge, sondern auf gewaltsame oder hinterlistige Weise, in höhere Sphäre eindringen wollen. Daher die Ministerjucht in Frankreich, die Zerstörungswuth der armen Classen in England. Die letzteren sind übrigens zu wenig im vormundschaftlichen und zu sehr im juridischen Geist behandelt worden.

Insofern die Tendenzen unserer Zeit dahin neigen, dem erwähnten Emporstreben Raum zu geben, sind sie lobenswerth; und leider besteht noch in manchen Ländern Vieles dem Widersprechendes. Insofern unsre Liberalen dem Pöbel mit dem Dünkel der Volksjouvernität schmeicheln, thun sie ihm, der Gesellschaft und oft sich selbst großen Schaden und hindern jenes Streben. Falsche Selbstüberschätzung ist überhaupt die große Krankheit unsers Jahrhunderts.

Constitutionen! Sie entstehen im Lauf der Zeit, aus dem Gang der Begebenheiten allmählig oder plötzlich. Die ersten verwachsen allmählig mit der Volksnatur und haben den Character der Stätigkeit. Doch kann es lange dauern, bis sie zu fester Schichtung kommen. Englands Constitution stand schon längst in der Theorie und auf dem Papier, ehe sie ganz practisch wurde. Erst mit der hannoverischen Dynastie geschah dies, und daher alle früheren Kämpfe zwischen Königthum und Parlament. Kommen plötzlich gebildete Constitutionen als Folge einer hoch gestiegenen Civilisation und haben unerträglich gewordene oder geschienene Mißbräuche den Anstoß zu einer Revolution gegeben, so kann man auf Veränderlichkeit rechnen, wie in Frankreich. Sind endlich die Constitutionen blos die Folge des Beispiels oder einer politischen Uebereinkunft wie in Deutschland, so dürften sie meist ein todter Buchstabe bleiben, sobald der Reiz der Neuheit wegfällt. Nur was aus dem Volksleben (nicht dem Pöbelleben) hervorgeht, wirkt auf das Volksleben.

Es ist eine armselige Befangenheit im Vergangenen oder im Geist der Zeit, oder ein leidenschaftlicher Eigensinn, blos väterliche oder juridische Monarchien, oder blos constitutionelle Regierungen zu wollen, denn dies hängt vom Lebensalter der Völker und den Umständen ab. Ja, was man asiatische Despotien nennt (die aber nicht ganz so schlimm sind, als man gewöhnlich glaubt), sind unter den gegebenen Verhältnissen nothwendig. Freilich ist nicht alles Nothwendige oder Unvermeidliche an sich gut.

Eigentliche Monarchien und constitutionelle Monarchien — denn

von eigentlichen großen Republiken kann vernünftig nicht wol mehr die Rede sein, wie Südamerica und Mexico, ja im Grunde auch die Vereinigten Staaten Nordamericas zeigen — haben beide ihre Grundmängel. In den ersten hängt von der Persönlichkeit zu viel, in den letzten zu wenig ab. In den ersten wird oft zu wenig gesprochen und zu viel gethan, in den letzten zu viel geredet und zu wenig gehandelt; in den ersten trifft sich das Zuvielregieren, in den letzten ist ein hinreichendes Administriren oft unmöglich, selbst England nicht ausgenommen, denn was es ist, dankt es nicht seiner Constitution, noch weniger seiner Administration, sondern den Eigenschaften seiner glücklich gekreuzten Race. — In den einfachen Monarchien kommt ein temporäres Verschwenden vor, in den constitutionellen eine immer theure Verwaltung: aus dem natürlichen Grund, daß der moralisch verantwortliche Monarch nicht gern die Lasten erhöht, weil die Klage auf ihn zurückfällt; während der constitutionelle gewaltlose Monarch wenig Sinn für ein widerspenstiges Volk hat, und das verantwortliche Ministerium sich mit der politischen Form deckt. Die Geschichte Englands von Carl I. und Cromwells angebliche Republik und die Revolution in Frankreich zeigen dies deutlich genug. Ja von dem Vorwurf einer theuren Regierung ist selbst Nordamerica nicht auszunehmen, wie sich nun in den Schulen der einzelnen Staaten und der aus Mangel guter Verwaltung entstandenen Bankwuth mit ihrer Folge, dem halben Nationalbankerott, erweist. In den einfachen Monarchien bleibt man häufig zu weit zurück oder übereilt sich, in den constitutionellen geht man oft zu rasch vor oder fällt in Apathie und Selbstsucht; dort schadet die Leidenschaft oder Schwäche Eines, hier überwiegen die Leidenschaften oder die Selbstsucht vieler. Dort giebt es Intriguen der nähern Umgebungen, hier Rabalen und Verschwörungen der Parteihäupter. Doch genug und nur noch dies: Viele hängen den constitutionellen Formen an, weil sie durch solche geschmeichelt, sie mit einem Optimismus betrachten, den sie der monarchischen Gestaltung verweigern, sich also selbst täuschen. Daher darf man nicht so eitel sein mit der eigentlichen Wahrheit auf die Zeit Eindruck machen zu wollen. Sie will nur durch die Zeit selbst überzeugt werden.

Mit allen diesen Dilemmen soll übrigens nicht über das constitutionelle oder neu gebildete Stände-Wesen und überhaupt abgesprochen werden. Verfassungen dieser Form werden durch die gegebenen Umstände unter gewissen Verhältnissen zu einer unausweichbaren Nothwendigkeit, und es ist undenkbar, ein Volk welches dahin gekommen ist, seine Rechte und Interessen und das Staatsleben überhaupt besprechen zu wollen, unter die schweigsame Vormundschaft einer väterlichen Monarchie zurückzuführen. Beides, Besprechen und Gehorchen, wollen sich aber nicht wol zusammenschicken, wie man in manchen Ländern aus der Erfahrung erleben wird, wenn nicht andere Phasen des Zeitgeistes die Richtungen abwärts steuern. Ueberhaupt ist es nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß das monarchische Princip mit der Zeit in Europa wieder stärker wird.

Opposition, systematische Opposition, Whigs und Tories, Doctri-

näre, Conservative, Liberale, Radicale, Repealer, Propagandisten, welche klägliche Abwege. Welche Absurdität: einer Constitution sei eine beständige oder gar systematische Opposition weentlich. Das Gute soll angenommen, das Schlechte verworfen, das Fehlerhafte verbessert, das Mittelmäßige vervollkommenet werden. Allein dieser Optimismus gehört nicht für große Versammlungen. Wenn es daher albern ist das Oppositionsweisen als ein nothwendiges Ingredienz, ein Remedium, einen regulirenden Pendel, eine wohlthätige Zugabe einer Constitution anzusehen, so ist es dagegen leider wahr, daß es eine unvermeidliche Folge davon ist. Parteisucht ist es, aus Leidenschaft, Eigennüt, Ehrsucht, Theorienwuth und andern unreinen Bestandtheilen zusammengesetzt, welches man höflich Opposition nennt und so präconisirt. Es ist dies also ein besonderer und Hauptfehler der Constitutionen, weil er unvermeidlich bleibt.

Man sieht aus obiger philosophischen Ausathmung, wie der Verzeichner dieses Tagebuches die Sache ansieht. Würde man ihn aber fragen was er bestimmt vorziehe, so würde er sich unbedingt für die reine Monarchie erklären, weil sie im Ganzen weniger Chancen der Abartung bietet und nur Epochenweise ihre Nachtheile zeigt. — —

Den 31. Mai.

Gestern gegen Abend zu wurde der Wind stärker und die See fing an höher zu gehen, daher, um nicht zu nächtllicher Zeit, denn unsere hellen nordischen Nächte hören auf, nach Swinemünde zu kommen, liefen wir in Christiansör ein, wo wir übernachteten und uns die Klippe besahen.

Christiansör, ohngefähr drei deutsche Meilen nordöstlich von Bornholm, ist eine Festung. Sie besteht aus den kleinen Inseln: Christiansholm, wo ein runder Donjon oben mit Batterieen, einem Leuchtturm und der Flagge; die Wohnung des Commandanten, der uns sehr gefällig aufnahm, eine kleine Kirche, Windmühle und andere Gebäude; und der Insel Friedrichsholm, mit einem runden minder bedeutenden Thurm und mehreren Gebäuden. Die Festungswerke sind theils aus trocken, theils verfallten Mauern aufgeführt und wohlgehalten so wie die Häuser. Die bedeutende Garnison treibt zugleich das Handwerk von Schiffern und Fischern. Um die beiden Inseln liegt noch eine sehr kleine nebst verschiedenen Klippen. Der Hafen befindet sich zwischen den beiden Inseln Christians- und Friedrichsholm, ist sehr ruhig, und obwol klein, soll er bei böser Witterung zuweilen sechszig Kauffahrer gefaßt haben. Christiansör ist auch Gefängniß für Staatsverbrecher. Wilde Gänse schwimmen keck im Hafen herum, weil es verboten ist sie zu schießen, da sie auf der kleinen Insel nisten und die Dauen ein Emolument des Commandanten ausmachen.

Die Inseln bestehen aus Granit, wie gewöhnlich zerklüftet, oben abgerundet, und, wie es an mehreren Orten schien, bankartig, mit einem etwa 37 Grad betragenden Fall von Süden nach Norden. So viel an einigen Stellen zu sehen, schien er Aehnlichkeit mit dem der Sphinx zu haben, die an der Newatreppe vor der Academie der Künste in St. Petersburg aufgestellt sind. An einigen tieferen und geschützteren

Stellen hat man kleine Gärtchen mit Blumen und einigen Baumreihen angelegt. Der Streit der Vegetation mit dem Ortselement zeigt sich sehr merkbar in der dürftigen Belaubung der Ulmenbäume von mittlerer Größe. In einem höher gelegenen Garten sind eine Menge von Lerchenbäumen reihenweis gepflanzt, die aber nur Büsche mit sperrechten Spreizästen geblieben sind. An einer tieferen geschützteren Stelle fanden sich selbst Apfelbäume, Bergamotten, ein blühender Kirschbaum, an einer Mauer ein Aprikosenspalier, alles äußerst krankhaft. Viele Bäume waren mit Kalk bestrichen. Auch die Blumen zeigten nur ein dürftiges Leben.

Die Garnison besteht aus Dänen, und gleich erkennt man den schweren blonden norddeutschen Schlag.

### III.

Den 1./13. Juni 1840.

Da es stiller geworden, verließen wir Christiansör gegen 10 Uhr Abends und kamen gegen 10 Uhr am andern Morgen ins Angesicht von Swinemünde. Als wir das Haff erreichten, verstärkte sich der Wind mit abwechselnden Regenschauern und es mag in hoher See nicht übel stürmen.

Der Lootse brachte mir einen Brief von dem russischen Consul, der mir das am 26. Mai/8. Juni erfolgte Ableben des Königs von Preußen meldete. Das ist nun der letzte der drei merkwürdigen Monarchen, welche die große Epoche Europas durchgekämpft haben. Wie oft habe ich sie in schwerer, ja verzweifelter und in freudiger, ja triumphirender Zeit gesehen. Wenige trafen die Schläge des Schicksals so hart, als Friedrich Wilhelm III. Die Natur hatte ihm einen Character gegeben sie zu ertragen. Glück, Ruhm, Achtung und Liebe ersehten ihm in den letzten 25 Jahren seines Lebens die Erduldungen der früheren Zeit. Er war kein großer und, besonders in der letzten Zeit, kein ausgezeichnet thätiger, aber ein verständiger guter König; und die sind die wohlthätigsten für Völker, die sich schon im gesetzten Alter befinden. Ob sie es selbst immer erkennen, ist eine andere Frage, doch hier war es im Ganzen der Fall. Schöne Hoffnungen begegnen dem neuen Herrscher.

Auch die vielen Tausende sterben aus, welche die merkwürdigen drei Jahre von 1812 an mitgemacht. Nur wenige Officiere noch feiern in Rußland den Rückzug der Franzosen über den Niemen mit, und kaum dient noch ein Soldat in der russischen Armee der damals kämpfte.

Und wie kalt ist man gegen jene Zeit geworden. Damals galt es Nationenfreiheit, Volksthümlichkeit, Abwerfung eines fremden Joches, und jetzt präconisirt man den einstigen Unterdrücker, quält man sich ab mit einem kleinlichen Formenspiel von innerer bürgerlicher Freiheit, wobei die persönliche oft von der Freiheit der Ungezogenheit und den Preßverläumdungen leidet.

Allerdings ist das natürlich; das Alte verliert sich im Nebel der Ferne und muß es. Ein Trocadero macht zu seiner Zeit wieder so viel Lärmen, als ein Austerlitz, und ein Constantine so viel, als ein Leipzig. Die Mitwelt hält sich für besser als die Vorwelt; und lassen wir ihr das, sonst verlöre sich alles in Erinnerungen. Aber uns, die wir das Alles erlebten und mithandelten, in welcher Sphäre es auch sein mag, uns sei vergönnt das Geschehene und Geschehende zu wägen. Um dies richtig zu thun, muß man sich aber der Zeit im Geist voranzustellen wissen.

Den 4./16. Juni am Abend.

Nun in Berlin. Gleich nach Tische nach 7 Uhr machte ich einen Gang unter die Linden. Dann bestieg ich ein Miethfuhrwerk, in Civilkleidung nämlich, um mich etwas umzusehen, obwol ich schon 1815 in Berlin gewesen, aber freilich ein anderer Mensch.

Das königliche Schloß, ein sehr großes Gebäude und zu verschiedenen Zeiten aufgeführt, zeigt, seinem bedeutendsten Theile nach, einen halben Rococostil, übrigens ein sehr zu lobendes Werk. Das alte, an einer Seite in der Mitte stehen gebliebene Schloß der ehemaligen Kurfürsten, kastellartig mit Eckthürmen erbaut, ist nur wenig ausgedehnt. Ein Bild einer mehr in sich abgeschlossenen, beschränkteren, aber festeren consequenteren Zeit. Doch war diese Fürstenwohnung zu ihrer Zeit das Beste in der Hauptstadt. Seit manche Große es vorziehen in Nebenpalais zu wohnen, die Privathäusern gleichen, ist es den Leuten lebendig geworden, man könne sie auch zu Privatpersonen machen. Im Grunde ist leider beides Folge einer und derselben Ursache. Alle Macht kommt von der Meinung und für diese ist der Nimbus, ein wohlverständener nämlich, der auf die Sinne unwillkürlich wirkende Magnetismus. Einmal geschwunden kommt er schwer wieder.

Den 8./20. Juni.

Im Thiergarten gefielen mir mehrere recht artige Landhäuser, besonders kleinere. Hier bei Landhäusern, wo ein feinerer Stil erlaubt ist, läßt sich auch mehr für Mannigfaltigkeit thun und der strenge classische Stil für größere Bauwerke, ist allerdings sehr beschränkt.

Den 13./25. Juni.

In diesen Tagen habe ich im Vorbeifahren noch manche Bauwerke gesehen, aber zerstreut durch Aufträge meines Monarchen und durch Vorstellung bei dem neuen König, fand ich nicht Zeit zum Schreiben.

Den 14./26. Juni.

In Leipzig kamen wir absichtslos zur rechten Zeit an, um noch den Festaufzug des ersten Tages zur Feier der Erfindung der Buchdruckerei, so gut es sich thun ließ, anzusehen. Alle Schauzüge der Art nehmen sich wol gut in den Programmen und meist noch besser in der Beschreibung aus, aber in der Wirklichkeit haben sie immer etwas von einer Farce, denn nothwendig fehlt ihnen die Würde.

Heute kamen wir in Nürnberg, nach verzweifelter Langsamkeit

an. Gott behüte jeden vor einer Reise über Hof und das Bergland vor und hinter demselben mit etwas großen Equipagen. Die Chaussees sind eng doch gut, allein dabei ein ewiges sehr starkes Auf- und Abfahren und über Hemmen und Schrittfahren könnte auch die Geduld ungeduldig werden. Man ist den alten Wegen gefolgt, und innerhalb der engverbauten Städtchen sind jähe Stellen nicht ganz zu vermeiden gewesen, aber an vielen Orten hätte man eine normalere schiefere Fläche erreichen können und nicht selten die Kosten, wenigstens zum Theil durch die Verkürzung des Weges, erspart.

Überall im ehemaligen Ober-Sächsischen Kreis, sowie in Preußen, war, so wie überhaupt gute Ordnung in Vielem, so auch eine sorgsame Forstwirtschaft zu bemerken, doch bei schon sehr mitgenommenen Wäldern, wo schon so lange am Waldcapital gezehrt worden. Im Bairischen waren in manchen Hinsichten nicht unbedeutende Unterschiede sichtbar; unter andern auch im Waldwesen, auf den Posten, doch nicht eben sehr große. Auch federt sich der fränkische Volkscharacter weniger. Alte Leute müssen ihren Urtheilen über Gegenwart im Gegensatz der Vergangenheit bekanntlich misstrauen, und mag ich denn irren, wenn mir der Menschenschlag überhaupt weniger schön wie vor fünfzig Jahren vorkommt, besonders die Frauen. Aber auch die kleineren Städte, ja Dörfer, schienen mir schlechter und vielleicht nicht mit Unrecht. Die wachsende Fabrikindustrie hat das Meistergewerbe immer mehr herabgedrückt, der mittlere Bürgerstand ist im Ganzen ärmer geworden, und großen Fabrikherren stehen Proletarier gegenüber, ein ganz anderes Verhältniß, als das ehemalige in gesellschaftlichen Hinsichten festere, selbständigere von Meistern und Gesellen. Zu ändern ist das freilich nicht, aber des Erwägens werth. Den Bauer mögen die stärkeren Abgaben drücken, während er bei der kleinen Cultur von den besseren Methoden nur theilweise Anwendung machen kann. Veränderungen in den Sitten mögen dazu kommen. Auf der Reise hierher habe ich mehrmalen mit Rüben fahren sehen.

Auch bemerkte ich, daß große Güter nicht selten zerstückelt verkauft werden. Ein für die große Cultur und die weiteren Verbesserungen des Ackerbaues nicht günstige Erscheinung, wenn auch dabei mehr zu lösen ist.

Den 15/27. Juni.

Man sagte mir, Nürnberg stehe in sehr gutem Nahrungsstand, besonders habe ihm der Zollverein genützt, andere klagten, daß die Eisenbahnen, besonders der Canalbau, das Geld sehr rar machten. Die Vereingung der Donau mit dem Rhein, schien mir immer ein müßiges Werk, weil keine schweren Güter in hinlänglicher Masse zu verschiften sein dürften. Die Eisenbahnen werden den Nationen schwere Nachteile zurücklassen, da sie nur exceptionellen Werth haben, die allzugroße Communicabilität, welche ohnedies die jetzige nicht genug stäte Bevölkerung noch unstäter macht, und oft nur zum Luxus gehört, ist im Grunde mehr ein Uebel als ein Glück. Aber wer kann gegen die Strömungen der Zeit ankämpfen. Doch habe ich es auch hier mit Glück einigemal gethan. Man mißverstehe mich nicht; ich

länge den Nutzen der Eisenbahnen in speciellen Fällen nicht. Allein diese möchten in Ländern wie Frankreich und Deutschland nur selten vorkommen.

Mit dem Fahren geht es von Nürnberg an schon angenehmer. Die Gegenden sind größtentheils nicht bemerkenswerth. Die Chausséen sind etwas besser nivellirt.

Mit dem Eintritt in Altbaiern ist wieder eine bedeutende Veränderung zu merken. Mehrmalen sahen wir die sehr wohl gekleideten Nationalgardien versammelt. Kleider machen Leute und der Soldatenrock treibt den Philister aus. So gut übrigens eine mit der stehenden Armee verbundene Landmiliz oder ein Landwehrsystem sein mag, so taugt doch das gewöhnliche Nationalgardewesen nichts. Es drückt auch den eigentlichen Soldatenstand herab.

Den 18/30. Juni.

München hat so viel Neues, daß man ein Buch darüber schreiben müßte. — —

Die Statue des Kurfürsten Maximilian von Erz ist ein sehr verdienstliches Werk; vorerst ist sie noch zu blank, um den rechten Effect zu machen. Das schreitende Pferd hat aber einen großen Fehler. Während von den beiden stehenden Füßen der hintere gehend, d. h. voranschiebend, zurückweicht, steht der vordere in vollem Widerspruch zu weit vor, ist also nicht schreitend, sondern stehend und gewissermaßen zurückhusend. Auch gefällt mir der nach arabischer Art zugespitzte Schweif an sich nicht, und mangelt der Wahrheit. Im Schritt hebt kein Pferd den Schweif so hoch; und die Beugung des in Frage stehenden deutet auf einen gestutzten, dem man, nach jetziger Mode, hat die Haare wachsen lassen. Der Hals ist etwas zu kurz für ein Reitpferd.

Warum macht man nicht lieber stehende Pferde; zumal auf einem Piedestal? Das einen Felsen herauspringende Kopf der Statue Peters I. in St. Petersburg, ist kein sinnreicher Gedanke, sondern ein Unsinn, so wie die von den Zinnen der Häuser fallenden Statuen in Brüllov's Gemälde, die Zerstörung Herkulanums. Eine Pöse, die auch keinen Augenblick dauern könnte, muß der Kunst fremd bleiben.

Das neue Schloß, welches an das sehr alte von der einen Seite angebaut wird, steht erst in einer Fagade da und ist ein großes Gebäude. Mir gefielen das Frontespice dieser Seite in Arkadenform eben nicht, auch nicht die zu kleinen und niedrigen, gewölbten Fenster der untern Etage, die zu kleinen Mezzaninfenster, und die Höhe der Hauptfenster, die ein Weniges über zwei Quadrate haben sollten. Auf der Hofseite hat das Palais unten einen Corridor. Die innern fertigen Räume der Hauptetage sind ungemein groß und geschmackvoll, mit herrlichen Entausstikgemälden, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, auch zum Theil mit Delgemälden auf der Wand, Gypsmarmor, echtem Marmor und Vergoldung geziert. Der Thronsaal ist besonders bemerkenswerth. Was mir durchaus mißfiel, sind die Balkenfüllungen (compartimenti) an den glatten Decken; es hat nun einmal ein gemeines bauerisches ungestes Ansehen und deutet auf ein Anfangen der Technik, obwol es an sich nicht ohne technische Complicationen ist.

Mögen die Alten dergleichen noch so viele gemacht haben, entweder verstanden sie es nicht besser, oder es fehlte, wie oft, am Geschmack, oder die Gewohnheit und Mode wollte es so. Das Mühsame der Composition einer flachen Decke spricht sich hier unangenehm aus. Ich wüßte übrigens nicht, viele grandiosere Räume gesehen zu haben.

Man braucht hier ohne Befürchtung zu Balken Rothfichten (*pinus abies*), gegen die Sprache fälschlich von den Forstleuten Rothtannen genannt, welche bei uns sehr bald verrotten, während die Föhren (Forlen, Waldtannen) bei uns gut stehen, die hier der Wurm bald fressen soll. Es wäre klimatisch.

Bei dicken Mauern läßt man hier den Kalk (Speis) nicht bis zur Außenseite der Fugen zwischen den Backsteinen (Mauerziegeln) reichen, damit sich der Bewurf in die fingerbreiten Höhlungen fester einklemmen möge. Recht gut und in St. Petersburg nachzuahmen. Bei dünneren Mauern geschieht es nicht oder zum Nachtheil der Wärme. Doppelte Fenster sind hier nicht; allein man sollte sie überall einführen, um das Schwitzen und Frieren und Ablaufen des Wassers zu vermeiden. Eine Nebentreppe war von Holz. Eingebaut in diesen Raum ein alter Thurm, in dem ein Herzog Friedrich viele Jahre soll gefessen haben. Das Arkadenfrontespice hat auf der Zinne schöne Statuen.

Das Frontonwesen an den Fenstern, besonders an den Thüren, gefällt mir überhaupt nicht; zu gedrückt, zu schwer, oft nicht gehörig vorspringend oder auch grob. Nehme man dagegen das Hoftheater von Guarengi in St. Petersburg. — —

Der mit Bronze bekleidete ziemlich ansehnliche Obelisk, zum Andenken an 30,000 in Rußland gebliebene Baiern, hat mich besonders angesprochen. Er hat den großen Vorzug, von einem kaum merklichen Würfel ohne oberes Sims aus dem Treppenplatz aufzusteigen, und so muß es der Natur des Obeliskes nach durchaus sein. Welcher ganz andere Effect als der der Alexanderssäule in St. Petersburg. Statt seiner hätte sich ein Granitobelisk, ohne Würfel, 120 bis 130 Fuß hoch, aus einem Stück Granit aufstellen lassen. Dieser Länge bot mir ein Unternehmer einen Block zu schaffen an, es war aber schon zu spät. Es wird ein andermal kommen. Die Verzierungen des in Frage stehenden Obeliskes sind edel und einfach, aber freilich ist die Bronzebekleidung aus Stücken nicht für die Ewigkeit, und Bronze ist überhaupt ein angrißiges Ding. — Die Aufschrift: „Auch sie starben für's Vaterland“, ist zwar indirect wahr, aber da der Feldzug erzwungen war und die Folge dies erwiesen hat, so erhält dadurch die Inschrift etwas schielendes.

In der Vorstadt Au ist eine gothische Kirche neu erbaut mit einem durchbrochenen Thurm, alles miltlerer Größe. Der Stil ist in seinem Typus rein, ohne viele Verzierungen, Schiff und Hallen gleich hoch, die besser gefallende Manier. Besonders zu bemerken sind die mit vielem Geschmack und bemerkenswerther Kunst ausgeführten Fenster mit Glasmalerei. Sie haben bedeutende Summen gekostet und sind noch nicht alle fertig.

Wir sahen auch die Sammlung kleiner ausgesuchter Glasgemälde des um die altdutsche Kunst so verdienten Hrn. Boisseree, die er mit

vieler Gefälligkeit und einer gewissen Salbung im Vortrag zeigt. Es macht doch nichts einen so magischen Effect als Glasmalereien, und welche Steigerung der Wirkung, wenn es von den altdeutschen zu den italischen Compositionen kommt. Man sollte doch endlich einmal die alte deutsche Kunst nur als verdienstvolle Anfänge und interessante väterländische Merkwürdigkeit betrachten. Indessen wollen wir der Glasmalerei auch nicht zu viel Lob spenden, denn, abgesehen von der Zerbrechlichkeit der Tafeln und der Beschränkung hinsichtlich mancher Gegenstände, haben Glasgemälde nur die Täuschung von Lusterzeichnungen, nicht die verkörperte Täuschung von Oelgemälden. — —

München.

Ich habe das neue königliche Schloß nochmals besucht. Was ich von den Mezzaninfenstern sagte, zeigt sich am Innern noch merklicher, besonders da sie nach unten nicht abgekrägt sind, welches freilich auch nicht sehr gut aussieht, aber hier nicht zu vermeiden war. Die Gerüste zum Malen lassen den Uebelstand jetzt weniger bemerken. Bloß der mittlere Theil des Schlosses hat oben eine volle Etage, es kann sich also an Höhe mit dem in Berlin nicht messen. Architectonisch und wohnlich genommen, haben aber doch drei volle Etagen an einem Palais ihr Mißliches. Es giebt viel Masse, aber kleinere Theile und das Ansehen eines großen Privathauses. Der Thronsaal hat einen Fußboden von schönem küniglichem Marmor (Estrich). Bei uns leidet das Klima nur Holzboden. Die oberen Fenster dieses Saales sind des Schwizens wegen doppelt. Die Vergoldung ist matt und bleich, wie ich bemerkte deswegen, weil das Blattgold nicht gehörig gefärbt ist, und nach Ducatengold aussieht. Die oben erwähnte Arcade giebt einen schönen wolverzierten Altan; aber da die Gehälte der Säulen an den Arkaden verkröpft sind, so regnet es von vorn grade herein. Warum verkröpft? Der großen Säulenweiten wegen. Aber diese warum? Der Arkaden wegen. Also keine Arkaden.

Das Aeußere der Glyptothek spricht mehr an und ist freundlicher als die Pinakothek, doch bedeutend kleiner. Loben kann ich nicht die schmalen Ansteigtreppe, mit den engen Stufen, worauf man nicht den ganzen Fuß setzen und den Hals brechen kann, wenn auch sonst noch eine eigentliche, abber gewöhnlich verschlossene, Parade-Auffahrt da ist. Auch weiß ich nicht, was die armen Eckpilaster gethan haben, daß man sie so verloren und einsiedlerisch dahin gestellt hat. Brauchen Steingebäude an den Ecken Pfosten? Was sollen sie tragen? Verstärken sie? Nein, sie geben nur die Idee der Verschwächung. Noch muß ich bemerken, daß sich hier die häufig vorkommenden Säulensüße ohne Plinthe (vieredrige Platte), wol nicht rechtfertigen lassen, denn Beispiele lasse ich nicht zu, sonst giebt es keine Grenze des Echtes in der Kunst mehr. Es ist eine Verstümmelung, und nur da ausnahmsweise zu gebrauchen, wo etwa ein Absatz des Fußbodens so viel Erhöhung als die Plinthe hat.

Die innern Räume der Glyptothek sind mit Vergoldung, Basreliefs, Gemälden, Stuckmarmor, Granitstufen und sehr schönen und

mannigfaltigen Marmorparquetts reich ausgestattet und sehr schön. Sie sind im halben Zirkel gewölbt und zwar wie ich hörte mit Töpfen, worüber sich indeß wol eine obere Etage anbringen ließe, die hier weggefallen. Das Lobenswerthe des Wölbens, um aller Feuersgefahr möglichst vorzubeugen, hat indeß zu einem andern Nachtheil geführt. Bekanntlich sollen hier der grade Theil der Wände zwei Drittel, die Wölbung ein Drittel der ganzen Höhe enthalten. Dieß ist aber hier der Fall nicht und konnte es nicht wol sein. Es führt immer eine Vermiffung herbei. Auch an der neuen Ismailoffchen Kirche zu St. Petersburg findet sich das. Der alte Graf Rastrelli hat es in seinen Kirchen vermieden. Die unter meiner Leitung vollendete Kirche des Fräuleinstiftes zu St. Petersburg, im Innern bis zur Kuppel der Laterne 35 Faden (245 engl. Fuß) hoch, ist daher etwas eng, aber eben der Höhe wegen höchst imponant.

Hängwerke von Stabeisen und höhle Balken von Dach-Blech, im Durchschnitt nach der Form einer stehenden Elipse, wie im wiederhergestellten Winterpalais zu St. Petersburg, giebt es hier natürlich noch nicht. Man hat bei letztem die Sorge für Feuerfestigkeit so weit getrieben, statt der Stuccatur, die Decke mit Kupferblech zu beschlagen und darauf zu malen. Ich lasse jetzt eine 60 Fuß breite Brücke auf ähnlichen ganz flachen Balken aus doppeltem Pfanneneisen machen.

Ich lasse mich in keine Beschreibung der in der Glyptothek enthaltenen reichen Sammlung von Statuen, Büsten und anderen Kunstschätzen ein. Es sind mehrere höchst vollendete Bilder darunter. Ein Torio, aus dem man von vorn nicht klug werden kann, zeigt, von der Seite gesehen, die Reste einer Handlung, der das Menschengeschlecht so viel verdankt, und die man so gern ignoriren will. Es versteht sich, daß nur Wenige darauf aufmerksam gemacht werden.

Zu bemerken ist die Anstalt zu Guß und Vergoldung der kolossalen Bronze-Statuen kairischer Regenten, die den Thronsaal des neuen Schlosses historisch beleben sollen. Sie bestehen aus großen Stücken, die, an einen Spieß gesteckt, einzeln vergoldet und dann, ohne daß es merklich würde, zusammengesetzt werden. Hier wird auch die 56 Fuß hohe Statue der Bavaria modellirt.

Wir kam es in die Gedanken, wie auch die größten Statuen ungestückt nach der Methode Jacobis durch Galvanismus, ohne eine gar große Masse goldhaltiger Flüssigkeit vergoldet werden könnten, und habe deßhalb nach St. Petersburg geschrieben.

Wie haben die Alten einzelne Theile, z. B. einen Gürtel, ein Tragband bei Erzstatuen vergoldet? Die Dächer der Marine-Nicolaus-Kirche in St. Petersburg, zur Zeit Elisabeths erbaut, sollen an Ort und Stelle ohne Feuer vergoldet worden sein; aber das Verfahren ist ein Geheimniß geblieben. Mit Goldschaum ist es nicht geschehen und soll eine Flüssigkeit gebraucht worden sein. So die Sage. Es gleicht noch jetzt ganz der Vergoldung durch Feuer.

Den 5. Juli/23. Juni verließen wir München, diese merkwürdige Stadt in artistischen Hinsichten.

Wenn ich Bayern in Gedanken vergleiche, wie ich es vor 44

Jahren, und zum Theil im Jahre 1821, bei einer Reise nach dem Congreß von Laibach und jetzt gesehen habe, so finde ich, daß die äußern Abzeichen und andere Erscheinungen der katholischen Confession sich stufenweise bedeutend vermindert haben, sonst aber, einige Veränderungen an der Nationaltracht in den bedeutenden Städten abgerechnet, schien mir alles so ziemlich beim alten. Ich sage dies nicht zum Tadel, auch nicht um mindere Religiosität anzudeuten. Die Reise von München nach Salzburg wird bald durch das immer klarer werdende Hervortreten der tyrolisch-salzburgischen Gebirge belebt, indem man sich ihnen in einem spitzen Winkel nähert. Bis Stein bieten die Ausichten eben nichts besonders anziehendes dar, aber Stein selbst ist mit seinen Umgebungen recht malerisch, und weiter hin finden sich manche interessante und einige vorzügliche Ansichten. Gegenden und Musik beschreiben wollen, heißt Müßiges thun, also davon genug.

Bis Stein herrscht immer derselbe tiefe Kiesgrund, doch mit einer meistentheils recht fruchtbaren Ueberlage. Bei Stein treten zuerst Felsen hervor, ich glaube anfänglich von einer Art Tuffstein, späterhin Nagelkiese, von den Maurern in Salzburg Nagelstein genannt. Ein Geschiebeconglomerat. Vielleicht war das, was ich für Tuf hielt, dasselbe. Noch bis Salzburg dauert indeß das dicke Kieslager stellenweise fort. Diese unmeßbare Masse von kleinen Geschieben im lojen und zusammengebackenen Zustand setzt in Erstaunen. Die Wälder werden immer besser, und ihre reinliche Abtheilung von Feldern und Wiesen vermehrt die Reize der Landschaft. Zwar meist Fichten (*pinus abies*), aber doch auch viele schöne Eichen, seltner Buchen, und Föhren (*pinus silvestris*) ziemlich selten. Die Feldfrüchte stehen gut, und die Bauerwohnungen, den schweizerischen ähnlich, mit flachen Dächern, werden am Gebirge zum Erstaunen groß. Nur näher an Salzburg nimmt dies wieder ab. Schade, daß neuere Häuser zuweilen wieder mit spitzen Dächern gebaut werden. Es mag den guten Leuten wol vornehmer, modischer scheinen. Die Wohnorte bestehen aus Einöden (einzelne Höfe), Weilern, Dörfern, Pfarrdörfern und Marktsflecken, letztere meist von langem her ziemlich gut gebaut, doch nach alter Art unregelmäßig. Sehr große Dörfer wären nicht an ihrem Ort. Das Volk geht ganz in Nationaltracht, die bei den Frauen ganz angenehm, bei den Männern häßlich ist. Die Frauenwelt zeichnet sich vor dem platten Land günstig aus; die Männer sind auch meist große wolgebildete Leute, aber meist zu lang und mager von Beinen, wie viele Deutsche. Uebrigens ein breiter, ziemlich schwerer germanischer Schlag.

24. Juni/6. Juli.

Wir reisten schon am Nachmittage von Salzburg ab.

Man bemerkt es an Salzburg, daß es keine Residenzstadt mehr ist. Wenn Deutschland, durch seine ehemalige Zerstückelung, gegen das Ausland schwach und beinahe lächerlich geworden, so hatten die kleinen, also mehr örtlichen Regierungen, trotz der früheren Uebel von Jagdwesen, Maitressen, Reisen nach Paris, Soldatenverkauf und nicht selten übler Finanz-Wirthschaft mit Willkür, doch den Vortheil das

Land wohlhabender zu machen, als wol bei Ländern mit großen Hauptstädten der Fall ist. Die Verzehrung der Einkünfte war näher dem Zahler, und wenn von den Regierungen im Ganzen zwar mehr verzehrt wurde als in großen Reichen, so gab es auch größere Belebung durch den mehr localen Turnus des Nehmens und Gebens und im Allgemeinen durch ein specielleres Einwirken. Sonst hätte wo Deutschland nicht so leicht die großen Kriegslasten und Verheerungen tragen können, die es erdulden mußte. Dies soll übrigens der Zerstückelung nicht das Wort reden, denn Sicherheit von Außen ist am Ende erste Bedingung. Ebensovienig soll es den Gedanken in sich schließen, als ob die jetzige Bundes-Verfassung bei größerer Consolidation der deutschen Staaten neues Uebel abwenden werde. Nicht bloß das schwache Bundesband, sondern auch das Hinblicken des westlichen Deutschlands nach seinem mächtigen Nachbar, bei der natürlichen Schwäche aller Conföderationen, möchten dem entgegenstehen. Der verstorbene österreichische Feldmarschall-Lieutenant Prohaska sagte mir einst im Jahre 1814 das merkwürdige Wort: „Nichts muß Bonaparte mehr ärgern, als durch eine Coalition überwunden zu sein.“

Erinnere ich mich übrigens aus meiner Jugend, und aus Erzählungen, wie es früher in den kleinen Staaten war, so muß ich dem jetzigen Gang der Regierungen, selbst da, wo keine ständische Opposition ist, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es ist unendlich besser geworden. Ja, die Menschen selbst sind zwar in manchen Hinsichten närrisch genug, aber in moralischer Beziehung besser geworden; den Pöbelschlamme einiger Städte, und vielleicht ein Land ausgenommen, wo sich selbst Generale bei einem Friedensschluß ein pot de vin ausbedingen. Das Närrische will ich übrigens nicht auf den Radicalismus beschränken, denn in einem gewissen Land, wo es eine Republik mit königlichen Formen, im Gegensatz des Königsthum mit republikanischen giebt, ist es nicht besser auf der andern Seite.

Die deutschen geistlichen Besitzungen waren im Ganzen fast immer gut regiert. Gesah auch für die sogenannte Aufklärung in gewissen Hinsichten wenig (doch können fast alle Bauern im Salzburgerischen lesen und schreiben), so war doch die Regierung gemäßigt und wenn auch in materiellen Hinsichten nicht sehr thätig und zu viel auf's Geistliche verwendend, doch nicht unthätig und überhaupt von Extremen ferner. Nicht ohne Ursache sagt das alte Sprichwort: Unter dem Krummstabe ist gut wohnen. Mißbräuche, Nepotismus und andere Uebel gab es zwar auch, aber sie drückten das gemeine Wesen weniger. In politischen Hinsichten vermehrten die geistlichen Regierungen indessen die Schwäche Deutschlands; sowol materiell, als durch ihren Einfluß auf den Volkscharacter vieler Gegenden.

Wie leicht sich der Deutsche an Regierungsveränderungen gewöhnt, hatte ich oft Gelegenheit zu bemerken. Die Erinnerung des Alten ist beinahe ganz verwischt; und in den meisten Dörfern mußte man einen recht alten Mann auffuchen, um zu erfahren, wem sie früher gehört hatten. Freilich ist die Organisation der verschiedenen Länder sich sehr ähnlich, die Sprache dieselbe, und der kleinliche Specialpatrio-

tismus herrschte mehr unter dem Beamtenstand. Deutscher Patriotismus nur auf dem Papier.

Die Umwürfe der letzten Zeit haben dagegen auf den deutschen Character den Einfluß gehabt, daß er sich mehr an größere Volksverbindungen gewöhnt hat, und wol mancher noch größere wünscht. Jede Nation ist Schöpfer ihres Zustandes, und der Geist des kleinen Zusammenhließens gebar die Zerstückelung der Deutschen, sowie der politische Geist des Widerstrebens gegen alle Unterordnung die Geschichte der polnischen Nation bedingte, da möchte es kaum glaublich scheinen, wie stark ehemals in den einzelnen Ländern, der Geist der Absonderung und des Hasses gegen die Nachbarn, des Nordens gegen den Süden, der sogenannten Cäsarianer gegen die Fürstler war. Erstere schienen beinahe Verbrecher. Doch das alles ist meist vergessen. Patriotismus im eigentlichen Volk der nun sehr vergrößerten Staaten für ihr Land, kann aber erst mit der Zeit kommen. Er existirt größtentheils nur noch unter den höheren Ständen, den Beamten, den Ständeversammlungen, auf dem Papier und einigermassen in den alten Stammländern. —

Bad Gastein. Juli.

Da mein Uebel während der Reise vergangen und ich wieder zur Kraft und Gewohnheit vieles Fußgehens gekommen war, so habe ich die nähere Umgegend schon ziemlich durchwandert.

Um meine im Lauf der Zeit ohne eigentliche Absicht gesammelten sporadischen Kenntnisse in Geologie, Geognosik und Mineralogie, wenigstens etwas zu ordnen und die Intervalle auszufüllen, zugleich um müßige Stunden einzunehmen, habe ich einige Bücher über diese Gegenstände gekauft. Bald sah ich ein, daß selbst oberflächliches Studium dieser Wissenschaften in ihrem jetzigen umfassenden Zustand ein ziemlich verwegenes Unternehmen sei, besonders der so complicirt gewordenen Mineralogie.

Ich gestehe zugleich, daß mir Halblaien, (und zu einer Oberdrection im Großen gehört wol nicht mehr und schadete vielleicht), gar manche Zweifel aufstießen, und manches unbefriedigend gelöst schien. Mag immer unsere Erdrinde durch neptunische, vulkanische, plutonische und metamorphische (transfigurirende) Operationen, die bald langsam, bald plötzlich, bald getrennt, bald vereint, bald streitend, bald zusammenfassend wirkten, im Lauf einer unberechenbaren Zeit ihre jetzige Gestalt erhalten haben: ich möchte aber wissen, wie es früher mit den Haupt-Bestandtheilen beschaffen gewesen. Granit besteht immer aus Quarz, Feldspath und Glimmer, sei er auf heißem oder nassem Wege entstanden, aber woher kommen diese Ingredienzen zu der Formation. Dies führt die Gedanken immer auf einen Urzustand zurück, den wir nicht wissen, schwerlich nur andeuten können. Gab es nicht eine frühere Epoche, wo sich die einzelnen Bestandtheile selbst bildeten? Was für einen Einfluß konnte ein vielleicht kochendes Meer haben, sind nicht gewisse Felsmassen immer so gewesen wie sie sind? Doch ich verirre mich in Fragen!

Doch noch eine! Hat man in der Mineralogie vielleicht nicht zu

sehr auf Nüancen Rücksicht genommen und als Arten betrachtet, wo nur Uebergänge sind, die so häufig in der Natur und besonders im Steinreich vorkommen, und dadurch die Wissenschaft ohne Noth erschwert. Man hat auch einen Cancrinit benannt, aber ohne mein Wissen und Wollen; mag er immer wieder zu Nichte werden. Verzeihung dem Unwissenden, vielleicht werde ich weiterhin mich eines bessern belehren.

Ich benutzte einen guten Theil des Tages, um aus dem sehr gründlichen und interessanten Werk des Dr. von Mucher „das Thal und Bannenbad von Gastein, 1834“ zu lesen. Es umfaßt viel mehr als der Titel sagt, besonders in geschichtlicher und bergmännischer Hinsicht. Wer sich gern mit dem Gang der menschlichen Dinge der Vorzeit beschäftigt, wird es mit vielem Genuß lesen. Zuweilen könnte es weniger poetisch sein.

Aus ihm ersieht man unter anderm, daß nach einem von etwa 1480 bis 1569 äußerst langsam betriebenen Bergbau, sich wahrscheinlich die Erze schon seltener machten, und mancherlei Unfälle, zuletzt die Reformation, diese Industrie ins Sinken brachten und endlich beinahe ganz still legten. Nun war es schwer, das Bergglück von Neuem mit Kraft zu versuchen. Mit dem Bergbau und der Wendung des Venetianischen Handels verfiel auch der äußerst blühend gewesene Wohlstand der Tauerntthäler und des Gebirges überhaupt, zumal nach der Vertreibung von 30.000 Salzburgischen Protestanten. Die Familien der Bergherren, meist aus dem Stand der Bauern und gemeinen Freien, aber zu einer Aristokratie erwachsen, starben oder wanderten aus, und nur manche große Häuser altväterlicher Bauart in Hofgastein blieben als Zeugen ehemaligen Reichthums.

7./19. Juli.

Fortgesetzte Lectüre in Mucher.

Auch im Tauristhal besteht noch Bergbau, und die Gold- und Silbererze werden im Lande verschmolzen. Die Ausbeute ist wenig bedeutend. Der Markt Geisberg soll einst fast so bedeutend wie Hofgastein gewesen sein.

Bemerkenswerth ist die schon erwähnte große Höhe der Bergarbeiten. Die Bodenstellen im Thal Vauris sind 7300 Pariser Fuß über der Meeresfläche, und weit unter den Grabenbau herab breitet sich der Gletscher des Goldberges Seigurn aus. Das höhere Revier ist hier schon ausgehauen. Die Pochwerke mit der Quilmühle befinden sich in der Höhe.

Auch wird hier Goldgrus für gegen Viertausend Kubel jährlich (1834) gewonnen, welcher in 1000 Kubeln 3 bis 4 Loth Waschgold enthält.

Im Fuschertal ist auch Goldbau am Garzberg, wo 1000 Centner Pocherei, in Quarz bestehend 7 bis 8 Loth Waschgold, also ungefähr das doppelte geben.

Nehme ich hier ungefähr drei Pud für den Centner an, so würde in hundert Pudern Erz gegen  $\frac{3}{4}$  Solotnik Waschgold enthalten sein. Bei bergmännischer Gewinnung, Hinsicht der Kosten, ein ge-

ringer Ertrag. Bei uns ist ein Gehalt von  $\frac{3}{4}$  Solotnik in 100 Puden Wasch-Grus, der viel leichter gewonnen ist, schon sehr gering, obwol auch mitunter noch ärmerer Sand verwaschen wird. Es scheint übrigens nicht, als ob auf den steilen Bergen bedeutende Goldgruslager vorhanden sein dürften, wie auf oder an unsern mehr abgeflachten Gebirgen. Es müßten sich dann in den Bergrieseln Muldenförmige Stellen befinden, wo sich der Grus, sicher gegen das Hinabwaschen lagern konnte. Im Thal ist alles längst durch die Uberschwemmungen der starken Bäche tief überdeckt. Ohnedies kommt hier das meiste auf die Formation an. Hier sind die Gebirge noch ziemlich in der Gestalt ihrer Entstehung. Am Ural und Altai scheinen ältere goldhaltige Gebirge, welche die einzigen überlagerten, ganz zerstört worden zu sein.

Mit dem Zeitungslesen geht es hier schlecht, obwol mehrere zu haben sind, weil man sie nicht immer zu gelegener Zeit und lange genug erhalten kann, ich selbst aber nicht gar viel lesen darf. Doch bleibe ich nothdürftig im Zusammenhang. Ohnedies ist die Zeit mager. Das Ende des spanischen Krieges, dessen Fruchtlosigkeit schon seit dem Feldzuge Don Carlos gegen Madrid am Tage lag; Kammern die sich um das Wohl der Nation wenig kümmern, andre die um Vorurtheile streiten, die zwar mit der Constitution verwachsen sind aber doch nicht immer dauern können. Ein algierischer Krieg, wo man wie es scheint das Kriegen verlernt hat und nicht recht einsteht was zu thun und nicht zu thun ist, wo die Minister Feldzüge dirigiren und die Zeitungschreiber die Feldherren belehren wollen u. s. w.

Um nicht zu viel zu Fuß zu wandern, fuhr ich vor Tisch nach Hof. Wir besahen die sehr alte Kirche. Man kann sich nicht immer auf das angegebene Alter der Gotteshäuser verlassen, weil sie umgebaut werden. In ihr und außer ihr finden sich mehrere Grabsteine der Familien der alten großen Bergherrn der Weimoser, Zotten, Stroßer, der Wechsler: Strachner und einiger anderen bedeutenden Gewesenen. Aus Bauern wurden sie Dorf- und Bergaristokraten und einige kamen zuletzt in den Adelsstand. Nicht aller alter Adel ist Kriegsadel. Es ist mir unbekannt, ob noch Nachkommen dieser Familien irgendwo vorhanden sind, in ihren Thälern gingen sie aus. Moser giebt es noch.

Jetzt sind diese Bergtorny durch eine Art von Baueraristokraten ersetzt, die nach und nach Bauernhöfe, Mühlen, Alpen, Kathe, Sennhütten und Wirthshäuser zusammengekauft und geerbt haben, während angeblich  $\frac{4}{5}$  der Bevölkerung in Armuth leben. Viele befinden sich als Knechte und Mägde um erbärmlichen Lohn (ein Knecht 18, eine Magd 12 Gulden jährlich), auf den Besitzungen der Reicheren nicht viel besser als Leibeigene, zwar nicht durch das Gesetz sondern durch die Umstände. Die Leibeigenschaft ist ein die Menschheit entwürdigendes Ding, aber, es ist gräulich zu sagen, nicht der schlimmste Zustand, in den Menschen fallen können. Zum Beweis die Irländer, englische Fabrikproletarier und andere. Ach, und wie viele Aristokratien drücken, auch ohne den Adel, auf dem armen Menschengeschlecht. Die Aristokratie des Capital-Reichthums, der Staatsbeamten, der Gebildeten, des

Genies, des Fabrikwesens, der Municipal- und Zunftanrichtungen, des Eigenthums überhaupt. Und wie viel härter ist oft der Druck des reichen Brodherrn auf den armen freien Arbeiter, als der des Gutsherrn auf den Hörigen. Die reicheren Landbesitzer hiesiger Gegend heißen auf den Dörfern und Höfen Bauern, die anderen, die nur ein kleines Haus und geringes Feldeigenthum besitzen Halbbauern oder Geisler, letzteres vermuthlich, weil sie nur Ziegen halten, und als Tagelöhner arbeiten. Dem ähnlich sind die Bergknappen, von denen der Fleißigste täglich, wo er arbeitet, etwa 27 Kreuzer verdient.

Es hat gewiß viel Gutes für die Feldcultur, wenn der Bauer eignes Land besitzt, aber auch überall findet sich in diesem Fall das obengedachte Zusammenhäufen der Grundstücke bei den Wohlhabenden, und die Zahl der Dorfproletarier mehrt sich fortwährend; denn ein schlechter Wirth, oder ein von Unfällen verfolgter, bringt seine Familie so gut wie für immer zum Tagelöhnerstand herab. Die Grundstücke sind zu theuer, als daß eine Familie ohne besondere Glücksfälle wieder aufkommen könnte.

In England hat die allzuwenige Spaltung des Landeigenthums ähnliche Folgen. Verbesselter Ackerbetrieb, Vieh- und Schafzucht, Maschinen, haben eine Menge Landbewohner aus den großen Gütern des Adels, wo sie Kleinbauern, Hauslöhner oder Tagelöhner waren und ziemlich sichere Nahrungsquellen besaßen, in die Fabrikorte getrieben, wo sie darben, wenn der Vertrieb ins Ausland stockt oder, wie jetzt in England der Fall ist, und vielleicht noch mehr sein wird, sich im Sinken befindet. Diese Proletarier sind aber die gefährlichsten, weil sie unsittlich und in wechselseitigem Contract, am leichtesten zu Excessen aufgeregt werden können. Dies ist das eigentlich gefährliche der Lage Englands, nebst dem irischen System der kleinen Zeitpächter (tenants at will), die natürlich einem beständigem Schrauben ihres Pächters ausgesetzt sind. Und deshalb fängt in diesem Lande und unter den Höfen des Pariser Pöbels die Krankheit unserer Zeit, deren Folgen nicht abzusehen sind: nämlich die Tendenz zu agrarischen Gedanken an, die noch durch das Zeitungsweisen verstärkt werden. Nicht als ob diese Classen nicht auch billige Ansprüche hätten, die Regierungen nicht alles mögliche für sie thun sollten, sondern weil bei dem gespannten Zustand der Gesellschaft, dem Parteihatz und manchen Vorurtheilen nichts Hinreichendes zu thun ist, und ein revolutionärer Umwurf auch die letzten Quellen der Ernährung verschütten würde.

Da, wo wie bei unseren Kronsbauern das Land unveräußerliches, im Genuß der Gemeinden stehendes Kronseigenthum ist, kann zwar die kleine Cultur des Bauern weniger gedeihen, zumal da das Land gewechselt und bei vermehrter Bevölkerung von neuem getheilt wird, allein, es giebt auch keine landlose Familien und viel weniger ganz Arme; obwol auf andere Art die Baueraristokraten auch manchen Schaden durch Aukauf und Wucher stiften.

Hier, hinwärts der besten Vertheilung des Grundeigenthums, ist wol die am schwersten oder gar nicht zu lösende Frage der National-öconomie und es bleibt in der Praxis, so schön auch die Theorien

flingen mögen, wol nichts übrig, als das einmal Bestehende möglichst zu bessern. Auch läßt sich hier allerdings wenigstens bei uns Manches thun, wol auch bei anderen. Wird aber vorjhuell, unreif, tumultuarisch, umwerfend verfahren, so wird das Uebel desto schlimmer.

Wir benutzten die Gelegenheit, um in dem Hof, in den alten Häusern der ehemaligen großen Gewerke, späterhin mit mehr Stolz Bergherrn genannt, einige Merkwürdigkeiten zu besehen.

Im Hause des Bäckers Nr. 53, einem Theil des ehemaligen Weitmojer'schen Hauses, stehen auf dem Hof zwei gewundene und schön verzierte Säulen aus Serpentin, die mir älter schienen, als die Zeit der Erbauung des Hauses selbst im sechzehnten Jahrhundert. Sie tragen jetzt einen alten hölzernen Raum. Der Bruch ist in der Gegend.

Die Braustube Nr. 96, einst der Zottenhof, ist mit den Grabsteinen vom zerstörten protestantischen Kirchhof, wie es scheint umgewendet, gepflastert. Er befand sich in einem nahegelegenen Dorfe.

Gleichgültig geht man jetzt an diesen Steinen vorüber und lieft die Begebenheiten jener Zeit, wenn auch mit Theilnahme, doch ohne große Gemüthsbewegung. Und doch war die Aufregung jener Zeit tiefer und dauernder, als die der unsrigen, die ersten Jahre der französischen Revolution ausgenommen. Die Rede war nicht von materiellen Gütern und politischen Meinungen, sondern von Religion und Seligkeit. Welche Zerwürfnisse in den Familien, welche Unruhen in den Gemeinden, welche Störungen im Volksleben, welche Sorgen, falsche oder wahre für die Regierungen, endlich wie viel Jammer und Elend durch Verfolgung, Krieg und Vertreibung? Ob der Gewinn der Opfer lohnte? Die Untersuchung wäre schwer! Vielleicht nicht! Aber diese Orkane der Gesellschaft kommen wie die der Natur; sie lassen sich nicht vorhersehen, nicht vermeiden, und sind wol nothwendig, wenn auch grausam.

Im ehemaligen geräumigen Speisehause sind die Schreibstuben und das Versammlungszimmer der ehemaligen Gewerke merkwürdig. Letzteres hat ein Wand- und Decken-Getäfel von Zirbel (Cedern), Eichen und anderm Holz, das an den älteren italienischen Geschmack erinnert. Die Decke hat Füllungen (Casseteins) in mancherlei Form, ganz wie die neuen Pracht-Gebäude in München, und der Zeichnung nach wol nicht viel schlechter. Dies bestätigt was oben über diesen Geschmack gekrittelt worden.

Dieses Speisehaus Nr. 1 war ehemals ein Vorraths- und Kaufhaus, und man zeigte uns das Gewölbe, wo der Fleischscharren sich befand. So ein Vorrathshaus mag bei der damaligen starken Knappschafft nothwendig gewesen sein, aber auch den Interessenten auf Kosten der kaufenden Arbeiter viel und vielleicht unbillig viel eingebracht haben. Der Reichthum wuchert überall auf Kosten der am wenigsten Habenden.

Im großen Adlerwirthshaus Nr. 96, einst der Hof der Straßer, ist die große Speifestube gothisch-elleptisch gewölbt ein bemerkenswerther alter Ueberrest. Das Ganze ist in recht gutem Zustand und mit Tapeten aufgепugt.

Die übrigen Gebäude der alten Gewerke sind jetzt nicht bedeu-

tend. Ueberhaupt muß man sich von dem allem keine zu große Idee machen. Die alten Häuser, wie in Schlessien zc., haben eine grade Mauer nach der Straße, oben zum Theil Schießcharten (wol Luftlöcher) und Thüren mit Rollen zum Aufziehen von Vorräthen, die Dächer aber laufen pultartig nach den Höfen. Die umgebauten sind anders. Die Dimensionen sind überhaupt gegen die Anrigen gehalten kleinlich.

Von dem ehemaligen Wechslerhaus Nr. 2 haben wir nichts auffinden können\*). es wäre denn der Rest einer Mauer an einem schlechten Hause mit dem Zeichen eines Hirsches jenseits des Baches, wo es gestanden haben soll. Die Häuser haben leider keine Nummern. Wir hätten gern die von Mucher erwähnten ehemaligen Brenngaben (Probierkammer) dieser Wechsler gesehen. Ein Gebäude, aber auf der andern Seite des Speisehauses, klein und hoch, keine Kapelle, konnten wir uns nicht erklären. Es könnte zum Probiren bestimmt gewesen sein. Niemand wußte zu berichten, als daß einst über die enge Gasse ein Gang hinübergeführt gewesen. Es war verschlossen. Das Speisehaus gehört jetzt dem Bergwesen. Mächte doch immer für die Erhaltung des Gewerkezinners geforagt werden. Im Hause wohnt ein Schuster. Sic transit gloria mundi.

Bad Gastein, 13./25. Juli.

Ich habe mitunter in der Geschichte der englischen Finanzen von Perber gelesen. Bücher über das Finanzwesen sind für einen Finanzminister eben keine erfreuliche Lectüre. Es werden zuweilen schmerzliche Nerven oder mißtönende Saiten getroffen, und das ewige Einerlei wird nicht selten peinlich. Aber es fehlt mir an Lectüre, und bei dem heutigen bösen Wetter konnte man kaum vor die Thüre treten. Am Abend ließ ich sogar heizen.

Perber ist oft, besonders in Dingen, welche die politischen Verhältnisse der Völker betreffen, von einer verstandlos leidenschaftlichen, liberal sein sollenden Opposition. Doch hat er über Manches, besonders die Administration Pitts viel Wahres. Ich habe es schon lange gesagt, daß Pitt durch seine zur Unzeit wiederholten Coalitionen das Uebergewicht Frankreichs auf den Punct der Culmination brachte, eine Höhe, von der es wol schwerlich herabgesunken wäre, ohne den Feldzug nach Rußland.

Zimmer interessant sind manche historische Entwicklungen und Zahlenabstractionen in diesem Buch, obwol sie mir in der Hauptsache bekannt waren. Doch das Gedächtniß bedarf zu Zeiten der Erfrischung.

Aus der Auseinandersetzung des englischen Schuldenwesens, der Macht der Bank und der Börsenassociation lassen sich beständige Gründe für manche Wahrheiten im Creditwesen der Regierungen und Nationen ausheben, die man seit kurzem allgemeiner einzusehen an-

---

\*) Diese Wechsler waren wichtige Personen. An sie wurden dem Gesetze nach die edlen Metalle zu weiterem Verschleiß abgeliefert und sie erhoben die Abgabe an den Erzbischof. Wenigstens späterhin wurde dieses Geschäft verpachtet. In der Folge brachte das Erzstift alle Bergwerke nach und nach an sich. Schwerlich zum Nutzen der Sache, doch war alles schon in tiefem Verfall.

fängt; von denen ich lange schon überzeugt war und nach denen ich handelte.

Die Schöpfung eines künstlichen Reichthums, durch Emanation von papiernen Werthzeichen, die, nach der Probabilität ihrer präsumtiven Auswechslung gegen metallische Werthzeichen, nur auf einen verhältnißmäßig geringeren baaren Fond basirt sind, können allerdings die Operationen einer Nation beleben und sie bereichern, so lange und insofern das durch solche Werthzeichen geschaffene, künstliche Capital productiv, das heißt Zinsen und eine Amortisation tragend angelegt werden kann, oder bloß den natürlich erhöhten Bedarf an Circulationsmitteln deckt. Ueberschreitet es aber diesen Bedarf und wird es durch mißlungene Speculationen, Ausgaben des Staates oder auf andre Art zerstört, so endigt der vermeinte Reichthum mit Verminderung des wahren Nationalcapitals, weil das todtgeschlagene künstliche Capital aus dem natürlichen ersetzt werden muß, da der Bankschuldner die Bank bezahlen muß. Oder wird er bankerott; so geht die Schuld der Bank verloren und hat er andre Schulden, so fallen diese aus dem Nationalreichthum aus. Ist nun die Masse des unproductiv angewandten künstlichen Capitals groß, so kommen erst krankhafte Stockungen, man hilft sich einige Jahre wieder durch neue Emissionen, dann äußern sich von neuem krankhafte Symptome, und geht die Sache zu weit, giebt es Katastrophen.

Daher kommen, im Zusammenhang mit andern Umständen, in England ohngefähr alle fünf Jahre Epochen der Krise und in America, wo man es zu toll machte, kam die bekannte noch dauernde Catastrophe, die bekanntlich auf England zurückfällt, dessen Ressourcen, zum Glück für Europa, so groß sind. Ich sage für Europa und kein Sachkenner wird fragen warum. Daß übrigens die Krisen in England minder entscheidend sind, kommt unter anderem auch daher, daß dort bessere Anwendung vom künstlichen Capital gemacht wird, während in America die Staaten, mit der vermeinten wohlfeilen Regierung, und die Privaten, zum Theil mit mentalem Rückblick auf England, ganz wild handelten.

Es ist schwer diesen Gefahren in manchen Ländern vorzubeugen, umso mehr da das wachsende Bedürfniß an Werthzeichen am leichtesten und wohlfeilsten durch Papierzeichen gedeckt werden kann, die Anlockung also groß ist, in der Sache etwas wahres liegt, aber der Gebrauch, der Natur der Sache und der Menschen nach, nothwendig den Mißbrauch nach sich schleppt. Das Uebel liegt also im Uebermaß und in der Gefahr, in der voraussichtlichen Gewißheit, daß das Maß überschritten werde, zugleich aber in dem Mangel an Mitteln dem vorzubeugen.

Ich sehe nicht ein, wie in Ländern, wo es frei steht, wenn auch unter gewissen Bedingungen, Privat-Zettelbanken zu errichten, die Gefahr abgewendet werden könne; denn die Sache liegt nicht bloß in der Solvabilität dieser Institute, sondern eben so sehr in der verführerischen Anwendung des Geldes. Wo dieses zu leicht zu haben ist, wird es zu leicht angewendet, es lockt mehr oder minder, wie in America,

zu exorbitanten Handels-Speculationen, oder Arbeiten an Canälen, Eisenbahnen u. d. die sich am Ende unproductiv erweisen.

Ertheilt man ein Bankmonopol an Private, wie zum Theil in England, so schafft man eine Macht, welche die Verwaltung beherrscht oder einengt und das Wohl der Nation in vielen Hinsichten in ihren Händen hat. Aus Perber ergibt sich sehr klar, wie sich England die Macht der Bank selbst aufgeladen und die der Börsenassociation aus sich selbst hat erwachsen lassen.

Finanznoth hat allerdings die ersten Anlässe gegeben und die gedachten Institute haben allerdings der Regierung Hülfe geleistet. Aber wenn das Capital da war, konnten immer Anleihen gemacht werden (z. B. Holland); und wenn dem bei hohen Anleihen auch nicht so wäre, ist es denn gut, wenn den Regierungen das Leihen auf Wucherzinsen so leicht wird? Würde ohne das nicht manches unterbleiben, wie jetzt ohne die krankhafte Tendenz der Associationen?

Einschiebend ist hier zu bemerken, daß Staatsschulden, wie manche behaupten oder behaupteten, kein Gut sind. Sie bewirken zwar temporär durch größere Ausgaben eine Vermehrung der Circulation und Production in verschiedenen Zweigen, allein diese fieberhafte Spannung ist nicht dauernd, weil das geliehene Capital entweder der Production entzogen worden ist, oder in ihr hätte angelegt werden können, oder wenn es, in der That überschießend, unanlegbar war, besser verzehrt worden wäre, wo es die Production im Lande gefördert hätte, ohne der Nation eine Last aufzulegen, und ohne, unsichtbarer Weise, einen großen Theil des liegenden Eigenthums den Capitalisten mit Befreiung von allen ungünstigen Wechselfällen zuzuschreiben. Uebrigens, obwol immer ein Theil des wachsenden National-Capitals gleichsam als ein Remedium gegen die Unthätigkeit verzehrt werden muß, wovon der Beweis uns zu weit führen würde, so kann dies doch keine so große Massen betragen um ungeheure Anleihen zu füllen, das künstliche Capital wirkt also mit. Freilich macht der Geist und die Thätigkeit der Nationen die Uebel zum Theil wieder gut, allein ohne die Berge von Staatsschulden so mancher Länder würde des menschlichen Glandes, des verächtlichen Geistes des Agiotirens und der trägen herzlosen Rentirer-Tendenzen weniger sein.

Das sicherste Mittel Zettel-Banken ohne Gefahr zu gründen, scheint also das zu sein, sie bloß der Regierung vorzubehalten, wenn sie dazu die Kraft haben, was sich finden müßte. Die Regierungen können ab und zu thun, sich wo nöthig zu Verlusten entschließen, die Gewinne mindern, und diese ersetzen am Ende Abgaben, die jederzeit den Nachtheil haben, daß sie unmöglich so gleich vertheilt werden können, daß nicht Einige überlastet wären und gerade die Aermern litten.

Freilich zeigt auch die Erfahrung, daß die Regierungen durch Noth, falsche Ansichten, Mißgriff, Unkenntniß im Verlauf der Zeiten und Menschen, die Schaffung künstlicher Capitale durch Papiergeld übertrieben, ja wie bei Laws System und den französischen Assignaten ins Unendliche getrieben haben. Aber hier ist Mißbrauch des Princip, während dort das Princip selbst falsch ist; und die Regierungen

können am Ende das von ihnen gestiftete Uebel, wenn auch mit großen Opfern wieder gut machen, während das durch Privatunternehmungen gestiftete Böse wol gar nicht mehr zu bessern ist, oder monopolisirten Banken ihre nachtheilige Macht nicht mehr entrisen werden kann. Uebrigens hindert auch das freie Princip die Regierungen an sich keineswegs, selbst Papiergeld zu machen, und die Sache zu überreiben.

Wie gebrechlich steht es doch um alle menschliche Dinge und wie stark ist wieder auf der andern Seite die Lebenskraft der Gesellschaft, freilich oft auf dem Grund des Ruines der Einzelnen. Aber schon oft hat man die Natur eine grausame Mutter genarnt, und trotz dem soll und muß man streben und thun und der Apathie entgegenarbeiten.

Bad Gastein, 15. / 27. Juli.

Nach dem americanischen und Revolutionskrieg, als in England die ungeheuren außerordentlichen Ausgaben, die doch nur zum Theil im Lande selbst gemacht worden, aufhörten, spürte man allgemein ein großes Mißbefinden, das nur allmählig durch Gewohnheit und neue Verhältnisse abnahm. Daraus wollte man behaupten Staatsschulden schafften einen neuen Nationalreichtum. Als wenn die geliehenen Capitale nicht auch auf andere Art Zinsen getragen hätten, den geschaffenen künstlichen Theil eingerechnet, in sofern er gut angewendet worden wäre; als ob die Zinsen von der Nation nicht aufgebracht werden müßten, als ob nicht ein Theil der Anleihen im Auslande verbraucht worden; als ob für den Theil der Schuld, den Ausländer hergeschossen, nicht auch hohe Zinsen bezahlt werden müßten. Ich begreife indessen wol, daß die Regierung, nachdem sie nothgedrungen oder irrthümlich so große Schulden gemacht, es nicht ungern sah, wenn vorerst eine solche Meinung verbreitet werde.

Schulden, wie für Private, so für den Staat, sind nur gut und bereichern das Land, und den Mann, wenn sie so productiv angelegt werden, daß außer den zu zahlenden Zinsen eine Amortisation oder ein Bon herauskommt; sie sind zu entschuldigen, wenn die Noth sie fordert und wenn die Aussicht da ist, das Capital oder wenigstens die Zinsen, durch eine künftige Erhöhung der Production zu decken, sie sind ein Unglück, wenn wirkliche Noth sie ohne diese Aussicht heischt; sie sind eine Narrheit und Verbrechen, wenn man sie ohne Noth und gar ohne obige Aussichten macht.

Schulden der ersten Art werden am Besten im Auslande gemacht, weil man eignen Unternehmungen kein Capital entzieht, es wäre denn im Ueberfluß da, und die Unternehmung wäre nicht für Privatleute geeignet. Sonst haben Schulden an das Ausland immer den Nachtheil, daß man bei Uebermachung der Jahreszahlungen manchen commerciellen Chancen unterliegt. Hat aber das Land keine günstige Handelsbilanz, hat es keine wachsende Production, kein zunehmendes Nationaleinkommen, so führen ausländische Schulden mehr oder minder zur Verarmung. Indessen in der Wirklichkeit stellen sich diese

Fälle nirgends grell dar, und nicht lange könnte eine Nation in einem solchen Zustand bleiben.

Ist das Machen der Staatsschulden eine Ungerechtigkeit gegen die Nachkommen? Was ist von dem System des Amortisirens zu halten? was von Reductionen? wie wird es mit der Zeit mit den Staatsschulden überhaupt werden?

Schulden zu productiven Zwecken können keine Ungerechtigkeit sein, sofern kein Irrthum im Zweck obwaltet. Schulden aus Noth könnten nur insofern ungerecht genannt werden, als die lebende Generation den Bedarf durch Steuern hätte aufbringen können. In so fern nur sind sie eine ungerechte Anticipation des im Verlauf der Zeit wachsenden Nationaleinkommens, denn ohne die Erhaltung des gegenwärtigen gäbe es kein Zukünftiges. Auch ist zu bemerken, daß die lebende Generation in vielem Betracht am meisten leidet und die Sache (für die in Frage stehende Schuld nämlich) für jede kommende allmählig leichter wird, vorausgesetzt, daß sich ihre Mittel vermehren. Allein in dem jetzigen Zustand der Staaten und Gesellschaft ist es nur in gewissem Maaß denkbar, die in Nothfällen erforderlichen Summen durch Steuern aufzubringen und jede allzu große Aufbringung würde Störungen im Nationalerwerb zur Folge haben, die den Nachkommen mehr schaden, als die Zahlung der Zinsen für eine Schuld. Muthwillige Schulden sind allerdings eine Ungerechtigkeit gegen die Nachkommen, wenn sie den Staat oder ererbtes Privateigenthum betreffen und eine Immoralität, wenn die Rede von verschwendetem selbst erworbenem Privat-Eigenthum ist. Letzteres ist natürlich selten, weil Verschwenden in den meisten Fällen im Widerspruch mit dem Character des Erwerbens steht.

Das Amortisirungssystem wurde einst für eine der herrlichsten Erfindungen gehalten, jetzt denkt man zum Theil anders und will nur den etwaigen Ueberschuß der Einnahmen dazu als billig anwendbar betrachten.

Ich habe schon im Jahr 1823 und wol practisch der erste\*) den Grundsatz durchgesetzt, es sei ein schlechter Haushalt im Frieden angestrengt zu amortisiren, man steigere nur den Werth der Fonds zum Nachtheil der Tilgung und wenn sich die Umstände änderten, fielen die Fonds doch wieder und man könne jenes Amortisirens wegen doch keine besseren Anleihen machen. Die Erfahrung hat es uns auch in der Folge bewiesen, dabei habe ich immer im Sinn gehabt so viel nur immer möglich keine neuen Schulden zu machen, und die Amortisation nicht ganz aufzugeben. Ist ersteres nicht erfüllt worden, so lag die Schuld an den Umständen.

---

\*) Im Jahr 1823 erst hob das englische Parlament den Sinking fund auf und bestimmte nur den Ueberschuß des Staatseinkommens zur Tilgung zu verwenden und sogar bei neuen Anleihen keinen Tilgungsfond zu bestimmen. Was von diesem letzteren Satz zu halten, will ich weiterhin erläutern. Uebrigens waren früher schon mehrmals diesem Fond fremdartige Bestimmungen gegeben worden, und er hatte deshalb und der Natur der Sache nach nur wenig gewirkt, weil neue größere Schulden gemacht wurden.

Ich kann daher obigen englischen Grundsatz nicht ganz gelten lassen und denke, eine Nation müsse sich auch etwas anstrengen um durch mäßige Tilgung, *sub rosa*, der Nachwelt die Last zu erleichtern und zugleich ihren Credit zu erhalten. Denn ohne Zweifel hat das Tilgungswesen auf solchen einen bedeutenden Einfluß in der Meinung, wenn auch in der Realität die Frage sich anders stellt. An gewisse Perioden gebundene Zwangstilgung ist eine Thorheit und eine wahre Ungerechtigkeit gegen die Steuerpflichtigen, zu Gunsten der Rentenire und der Agiotage.

Im Ganzen hat das Amortisationswesen überall große Veränderung erlitten.

Eine bemerkenswerthe Operation wurde in England nach dem Frieden gemacht, indem man die Zinsen von 3 zu 3½% erhöhte, gegen bedeutende Verminderung des Capitals. Die Zinszahlung wurde angeblich nur um 3000 Pfund erhöht. Welcher Vortheil dabei herausgekommen, ist schwer zu entscheiden. Bei fortgesetzter Beibehaltung des strengen und forcirten Amortisationsystems wäre zwar weniger Capital zu tilgen gewesen, aber auch mit Erhöhung der Zinsen mußte der Werth der Fonds steigen und gezwungen zum Emanationspreis konnte doch nicht amortisirt werden; es wäre denn bedungen gewesen, worüber ich nichts aufgefunden habe.

Ganz im Gegensatz dieser Maßregel steht die Rentenreduction, über die in Frankreich so viel gesprochen, auch wol gefaselt und gegadelt worden.

Große Wahrheiten lassen sich mit wenigen Worten aussprechen. Also auch hier. Jedermann hat wol in der Regel das Recht seine Schulden zu bezahlen, also auch der Staat; wenn bei der Contrahirung keine andere Bedingung stipulirt oder angeboten worden. Man hat allerdings die Thorheit gehabt, ausdrücklich auszusprechen, daß das Capital nie anders als durch freiwilligen Ankauf der Fonds zurückgezahlt werden soll; doch in den meisten Fällen hat man eine beständige Rente in minder bestimmten Worten angekündigt. Es kommt also im einzelnen Fall darauf an wie die Bedingungen der Anleihe lauten. Andre Fragen: ob der Staat ein Recht gehabt zu Wucherszinsen zu leihen, die seine eignen Gesetze verbieten, indem er das Gesetz durch einen Abzug am Capital umgeht, ob er sich zu ewig gleichen Zinsen habe verbinden können, während bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ein successives Fallen des Zinsfußes vorausichtlich, ja erfahrungsmäßig gegeben ist, will ich bei Seite lassen. Die Nachkommen könnten sie wol vorgeltend machen.

Was wird endlich aus den ungeheuren Schuldenlasten der Länder werden? So lange eine Nation in fortdauerndem Zustand des Nationalreichthums ist, keine große Unglücksfälle erfolgen, die Schuldenmasse nicht unverhältnißmäßig gegen den Volksreichthum wächst, kann die Sache hingehen. Allein, da ein solcher glücklicher Zustand, aller Wahrscheinlichkeit nach, früh oder spät, eine Unterbrechung leiden muß, und wie bei dem Menschen das Leben, so bei dem Staat die erträgliche Existenz der Gesellschaft das höchste Gesetz ist — *salus publica suprema lex esto* — so folgt daraus, daß es mit den über das

Maß gewachsenen Schulden factisch ein Ende nehmen muß. Dies kann nun geschehen: erstlich durch successive Reduction der Interessen, was weiß ich vielleicht auf 1 oder  $\frac{1}{2}$  Procent, zu dessen Entschuldigung noch das in Betracht kommt, daß kein Capital, ja nur theilweise das unbewegliche Landeigenthum, im Lauf der Zeiten von der Zerstörung frei ist. Zweitens durch Bankerot. Die Geschichte mancher Länder zeigt Beispiele davon, besonders die von Frankreich, und neuerdings die von Spanien; wobei nur aus der Agiotage zu erklären ist, daß es nicht ganz allen Credit verloren hat. Man spielt mit den Fonds wie mit Kartenblättern und giebt ihnen einen Werth, wie den Kauris. Drittens, eine gemischte Art ist die, wenn man die Zinsen eigenmächtig erniedrigt, oder die Capitalien auf eine Zeit zinslos macht, ohne die wirkliche Rückgabe des Capitals zu bewirken. Auch davon fehlt es nicht an Beispielen.

Betrachtet man nun die Sache im Zusammenhang, so ergiebt sich, daß eine allmälige Reduction, besonders bei besondern Gelegenheiten, nicht bloß nothwendig ist, um das größere Uebel zu vermeiden, sondern auch im Interesse, zwar nicht der lebenden Generation, aber der Generationen der Darleiher ist. Also abgesehen von unklug bindenden Bedingungen, kann es eine Regierung, zwar nicht nach dem strengen Civilrecht, aber nach höheren Gründen wol über sich nehmen zu reduciren, wenn es dringend nöthig und der Zeitpunkt günstig ist. Es muß aber nicht aus Parteilich, aus Nebenabsichten, nicht um unbedeutender Ersparungen wegen geschehen. Das wahre Bedürfnis muß es bedingen, die Noth entschuldigen. Freilich hängt der Ausspruch, ob das Bedürfnis da ist, von der betroffenen Partei selbst ab, und es giebt kein apodiktisches Kriterium, wo das wahre Bedürfnis eintritt. Allein dies ist nicht zu ändern und bei nicht minder wichtigen öffentlichen Dingen der Fall.

Gewöhnlich bestimmt man bei Reductionen einen Termin, vor dessen Ablauf nicht wieder reducirt werden soll.

16/28. Juli.

Zu dem was ich in diesen Tagen über den Staatscredit zu sagen gehabt, sollte ich noch etwas über die beste Modalität Schulden zu contrahiren hinzusetzen. Die Materie ist sehr complicirt. Vieles hängt von den Umständen des Augenblickes ab, Anderes von der jeweiligen Stimmung des Publicums. Lotterieranleihen sind nicht mehr in Geschmack; Rentenanleihen mit facultativer Tilgung werden den Annuitäten (in England heißt man, scheint es, auch die Renten Annuitäten) auf bestimmte Jahre, oder mit Tilgungszinsen schon lange vorgezogen; was der Agiotage und dem Steigen mehr bietet, kann besser angebracht werden und daher können Anleihen zu geringeren Zinsen oft höher realisirt werden, aber dies erschwert das Amortisiren, und ganz soll man es doch nicht aufgeben. Von innern und äußern Anleihen ist schon gesprochen worden; bei ersteren muß man darauf Rücksicht nehmen, ob Depositenbanken nicht zu große Summen entzogen worden; und was dem mehr ist. Das meiste aber hängt immer von der Lage des Landes zur Zeit der Anleihe ab, und von der wah-

ren oder irrigen Meinung der Geldmagnaten und besonders des eigentlichen gebenden Geldpublicums. Die Lage des Landes kann in der That ungefährdet sein, aber eine irrige Meinung, oder Parteigeist, oder Haß eine Anleihe erschweren und ungünstig machen. Endlich auch kann man nicht immer auf dem bestehen, was der Regierung günstiger wäre, z. B. bestimmte Rückzahlungen al pari durch Lotterien oder auf andere Art, weil die Vorschläge nicht ziehen, da die Agiotage bei solchen Fonds, weil sie minder steigen, keine Rechnung hofft.

Es lassen sich also keine allgemeine Grundregeln geben; man muß unter den jedesmaligen Umständen das bestmögliche zu erhalten suchen; und es werden deshalb in der Folge Finanzministern oft ungerechte Vorwürfe gemacht.

Bab Gastin, 17./29. Juli 1840.

Die Zeitungen gelesen. Neue Juli-Harlekinaden. Sollte das Volk, so sehr es Spektakel liebt, am Ende dieser Feste nicht müde werden.

Den zweiten Theil Perbers angefangen. Wenig Befriedigung! Der Verfasser ist zu eingenommen von den einseitig englischen Theorien Adam Smiths.

Zunehmende Bevölkerung soll eine Zunahme des Nationalreichthums unwiderleglich beweisen. Allerdings in Ländern, die jung sind, wo viel freies Land vorhanden, viel zu thun ist. In schon hoch bevölkerten Ländern, wo die Hervorbringung vieler auf den ausländischen Debit angewiesen ist, kann es dahin kommen, daß nur die Brodschnitten kleiner werden. Hier ist der Satz nur bedingungsweise wahr, und eine starke Zunahme der Bevölkerung ist immer bedenklich. Gesetzt, der Reichthum an sich vermehre sich in gleichem Verhältniß, so kann doch (und es ist präsumtiv zu erwarten) die allzugroße Anhäufung bei der Minderzahl die Menge der Proletarier über die Maßen vermehren und die Spannung des gesellschaftlichen Zustandes, die Schwierigkeit des Lebens und das verzweifelte Ringen nach Existenzmitteln nur immer vergrößern. Und das ist leider das große Uebel unserer Zeit in vielen Ländern, wenigstens in den Hauptstädten, die das Ganze so bedeutend vertreten. Und hier suche man in verschiedenen Ländern die Hauptursache der Unzufriedenheit, der excentrischen Meinungen der streitenden Parteien und des Hanges zu Veränderungen, die bald Revolutionen werden.

Ich will mich übrigens, da schon mehrmalen von der Productivität gesprochen worden, hier nicht in die Streitigkeiten darüber einlassen. Ich habe vor langem ein Büchlein darüber geschrieben, welches unreif gedruckt worden und unter Compendien, Nachbetereien, literarischen Wustsammlungen, aber auch guten Werken, unreif abgefallen ist. Ich habe aber nach dreißig Jahren die Ueberzeugung behalten, daß die Hauptgrundsätze über Weltreichthum und Nationenreichthum und über die Quellen der Production wahr sind. In einigem haben sich meine Ideen weiter ausgebildet.

Ein anderes großes, wol zu großes Werk über die Militäröconomie hat auch wenig Eingang gefunden und man hat im nächstfolgenden Krieg grade die Fehler gemacht, die es rügte. Es ist ein Na-

turgesetzt, daß die Menschen in der Hauptsache nur eigne Erfahrungen nutzen und man besonders im Krieg meist immer von Neuem anfängt. Daher die großen Abwechslungen in den Erfolgen.

Ich habe, da ich von Autorschaft rede, ein Büchlein über die Baukunst, ziemlich vor Kurzem geschrieben, das wol wenige angesprochen hat. Es geht wol zu tief in die hohe Praxis der Kunst.

Ein Flugchrischen „Fragmente über die Kriegskunst 1809“ hat dagegen eine sehr große Wirkung für mich und die Sache gehabt, denn es gab mit Anlaß zu dem funktatorischen Feldzug von 1812, von dem die Befreiung Europa's ausging. Vielleicht davon ein andermal mehr.

20. Juli / 1. August.

In der allgemeinen Zeitung befindet sich ein Aufsatz über die wahren Ursachen des Verfalls von Ostpreußen, zu dem das sogenannte russische Sperrsystem nur etwas beitrage. Der Verfasser giebt zu, daß es in der Hauptsache schon lang existire, er irrt nur über einzelne minder bedeutende Facta. Die Ursachen des Verfalls, besonders durch gesunkenen Getreidehandel, zu theuren Güterkauf, zu schnelle Befreiung, aber auch Belastung des Bauern sind wahr angegeben, und zeigen sich auch größtentheils in unseren Ostseeprovinzen, die indessen einige besondere Ressourcen haben. Was aber der Verfasser über die Politik Rußlands gegen die Türkei sagt, stimmt mit der Gründlichkeit des Uebrigen nicht.

Sage man doch die reine Wahrheit. Seit 1822 existirt der jetzt geltende russische Zolltarif. Die Sätze sind zum Theil erhöht, einige erniedrigt, manche Verbote aufgehoben worden. Der Transit nach Kiächta hat schon in den ersten fünf der zwanziger Jahre aufgehört und die Klagen sind viel neuer. Woher kommt dies? Von besseren Einrichtungen an der russischen Grenze, welche Contrebande gar sehr gemindert und erschwert haben.

Ein Restrictivsystem ist eine Absurdität wenn der Contrebande nicht kräftig gesteuert wird. Ich bin darin ziemlich glücklich gewesen, ohne eigentlich neue Schwierigkeiten dem Grenzverkehr in den Weg zu legen. Dieser Grenzverkehr, unbedeutende Kleinigkeiten ausgenommen, bestand aber in der Contrebande, welche sich, wie schon gesagt, theils beträchtlich vermindert hat, theils durch höhere Assuranz weniger lucrativ geworden ist. Dies fühlen allerdings die preussischen Handelsleute und die Bewohner der Grenzzone. Nun wird alles auf das russische Zollsystem geschoben und es ist oft wirklich komisch zu lesen, wie man es Rußland zum Verbrechen macht, daß es das Interesse seiner Gewerbe und Unterthanen wahr.

Die Menge glaubt gern diesen Insinuationen, weil sie die großen tief liegenden Ursachen des Zerfalls nicht einsieht, und man mag zuweilen froh sein, sie im Dunkel zu lassen um alles auf Rußland zu schieben.

Ohne von Huskissons Lustgebild eines freien Handels zu sprechen, dem so viele nachbeten, weil das Wort Freiheit dabei ist und sie den Inhalt der Frage nicht einsehen, oder weil sie eigem Interesse das

Wort reden: sind wol alle denkende practische Sachkenner überzeugt, daß es schwer zu entscheiden ist, ob für die Menschheit die Einführung von Schutzsystemen überhaupt vortheilhaft oder nachtheilig gewesen; daß aber die Initiative Englands nothwendig ähnliche Maßregeln in andern Ländern zur Folge gehabt und daß jetzt die Aufhebung eines Prohibitivsystems in einem Lande ohne die größten Erschütterungen und Verluste nicht statthaben kann.

Diese practischen Staatsmänner werden ferner zugeben, daß die Idee: ein Schutzsystem könne und müsse aufhören, oder äußerst gemildert werden, wenn die Industrie eines Landes schon zu bedeutender Vollkommenheit gekommen, in diesem Umfange höchst einseitig ist, weil unter den rivalisirenden Ländern das eine in dem, ein anderes in einem andern Theil der Production durch natürliche oder andere Umstände so begünstigt ist, daß in einem Land ohne hinreichendes Schutzsystem, gar viele Gewerbe leiden müssen. So ist England durch Ueberfluß an Capital, practischen Sinn, erlangten Schwung, Steinkohlen, und andere Umstände vor den meisten Nationen so begünstigt, daß es trotz der Getreidegesetze, die Industrie, wo nicht aller, doch der meisten Nationen in vielen Hauptgegenständen zu Nichts machen könnte. Andre natürliche Vorzüge haben andre Länder in einzelnen Zweigen.

Aber man sagt, man wolle ja nicht allen Schutz aufheben, verlange nur, daß die Manufacturerzeugnisse des einen auf den Märkten des andern concurriren könnten.

Mit feineren Artikeln ist dieß auch jetzt der Fall. So concurriren in England die französischen Seidenwaaren, in Rußland ausländische Tücher, Seiden- und Baumwollenzeuge u. höherer Qualität. Aber allgemein genommen, enthält die Sache einen Nonsens. Können sie concurriren, so verdrängen sie nicht bloß einen Theil der inländischen Production vom Markt, sondern zerstören bei günstigen natürlichen Verhältnissen wol ganze Zweige, selbst wenn die Fabriken auf gleicher Stufe der Vervollkommnung ständen. Schon die Verschiedenheit des Zinsfußes macht hier einen bedeutenden Unterschied.

Wenn es gar keine Prohibitivsysteme gäbe, sagt man, würde jedes Land das machen, wozu es am meisten begünstigt ist; Länder, die keine Industrie haben, würden rohe Producte ausführen. Dieß könnte man einigermaßen für Länder gelten lassen, die auf einer gleichen Stufe der Cultur stehen, aber in einigen Ländern würde gar keine Industrie aufkommen, und bei den fortschreitenden Verbesserungen im Ackerbau würden sie sich mit ihren rohen Producten schlecht stehen. Gewiß aber würde kein Land die Verbesserungen im Ackerbau vernachlässigen, um für andre zu fabriciren, denn eines führt zum andern. Was ist aus dem Getreidehandel geworden, selbst England abgerechnet, und wie lange würden andre rohe Producte vorhalten, ein civilisirtes Land mit ausländischen Fabricaten zu versehen?

Ich schweige übrigens von andern Rücksichten, von dem Ausfall am Staatseinkommen, das so schwer zu erringen und wo der Zoll

nicht zu ersetzen ist; von der Unabhängigkeit in nothwendigen Bedürfnissen, welche einem Land so sehr frommt, und was dem mehr ist.

Ich bin übrigens gar nicht der Meinung, das Restrictivwesen zu hoch zu spannen. Die Tauschmittel müssen geschont werden und dies ist sicher in Rußland geschehen. Da auch die Zollsätze auf den Consumenten fallen, so müssen nur solche Zweige der Industrie besonders beschützt werden, die einen ausgedehnten Nahrungszeitig für das Innere und am Ende Selbstständigkeit versprechen. Nicht aber solche, die erkünstelt werden müssen, oder nur eine kleine Zahl durch die ihnen zu Nutzen kommenden Zollsätze auf Kosten der Nation begünstigen, und so weiter. Auch muß man ausnahmsweise mit den Zollsätzen zu Gunsten der Consumenten herabgehen, wenn die Landesfabriken dabei bestehen können und die ausländische Concurrerz nicht zu fürchten ist. Die Herabsetzung der Verkehrspreise geschieht übrigens schon durch die innere Concurrerz, wie wir täglich auch in Rußland sehen!

Bad Gastein, 22. Juli/3. August.

Morgens stellte ich mich dem Erzherzog Johann vor, dessen ruhige Haltung und verständige Besonnenheit einnehmen. Er macht sich hier das Vergnügen der Genssenjagd.

Ich machte am Morgen einen Spaziergang ziemlich hoch an den westlichen Bergen hinauf, wo ich, meinen Vermuthungen nach, erkannte, daß noch ein höherer älterer Hauptabfluß der Ache existirt hat. Älterer, sage ich, besser unendlich alter.

So in den Gebirgen meinen Gedanken nachhängend, stoßen mir immer mehr Zweifel über das jetzt geltende geologische System auf. Sehe ich, wie am jetzigen Achesturz und an andern Orten die Schichten des Gneuses perpendicular da stehen und sich zum Theil abtrennend herabstürzen, so ist mir allerdings klar, daß durch Kräfte, die wir nicht ermessen, nicht erforschen, nur als Gase errathen können, diese Berge gehoben, diese Wände auf den Kopf gestellt, ja umgekehrt wurden. Aber die Formation dieser geschichteten Felsen durchs Feuer wird mir immer problematischer. Können sie nicht durchs Wasser gebildet sein, lange vorher und unter andern Verhältnissen, als die späteren Flözformationen? Sind sie nicht Theile der Urmasse der Erde, denn eine muß doch da gewesen sein; oder sind sie die durch Wasser modificirte, erhärtete Kruste des einst im geschmolzenem Zustand gewesenem Erdballs, zum Theil lange vorher erstarrt, ehe die inneren Gase ausbrachen und die Erdrinde zerrissen, aufgewallt, verstückt und zerklüftet haben, früher ehe das in Dampfgestalt vorhandene und sich nach und nach in Regen herabstürzende Wasser in seiner jetzigen Menge vorhanden war, und die neptunischen Formationen anfangen; ehe einzelne Feuer- und Gasausbrüche die vulkanischen Formationen bewirkten. Alle mir bekannten Gründe scheinen mir zu vereinzelt, um die Feuerbildung des Granites, Gneuses zc. zu beweisen, ja Uebergänge auf die man sich beruft, scheinen mir eher auf Mitwirkung zu deuten. Von späteren Wandlungen durch Feuer rede ich nicht.

Doch zu wenig wissend, behalte ich diese Zweifel und geognostische Träume für mich.

23. Juli/4. August.

Herr v. Jasykof, ein ausgezeichnete Geolog, einst im Bergdienst, aber jetzt mit seinem kranken Bruder auf Reisen und begüttert, besuchte mich heute. Er beschäftigt sich besonders mit der Conchyliologie Rußlands und ist der Meinung, daß unser meist flaches europäisches Rußland noch zu großen Aufschlüssen in der Geologie führen müsse, da es, ja wenig bekannt, alles mehr in seiner ursprünglichen Lage, z. B. die Kreideseformation vollständig in allen ihren Successionen, ohne die Verwerfungen der Gebirgsgegenden, zeige und in den Thälrisen der großen Flüsse bedeutende Entblößungen darbiete.

Dieser ausgezeichnete, noch junge, Mann kann der Wissenschaft viel nützen. — Er verließ den Dienst einige Monate vor meinem Amtsantritt.

Mit Hrn. v. Kampz wurde ziemlich lange über unsere und andere Gesetzgebungen gesprochen. Er war in Verbindung mit Herrn Speransky, und fand auch, daß seinem herrlichen Talent zu viel Doctrinärhaft und Formalismus zugegeben gewesen.

Auch der anhaltische Oberfinanzrath Berg ist angekommen, den ich schon lange kenne. Es fanden und finden sich viele ansehnliche Leute hier: der Civilgouverneur von Mähren Graf Nparte, der berühmte Admiral v. Krusenstern, mein langjähriger Freund, die preußischen Generale Rühle und Wrangel, Fürsten v. Karolath, Feldmarschalllieutenant Tschoritich, Commandirender in Tirol, der bekannte Lord Graf Roden, ein Hochtory und manche andere, zum Theil schon genannte: allein der gänzliche Mangel eines schicklichen Vereinigungspunktes hindert Annäherung, Mittheilung und Gemeinschaftlichkeit in hohem Grad, zumal bei meist schlechtem Wetter, und da man so eng und schlecht wohnt, daß man keine Art von Haus machen kann, wie es in unserer Absicht lag.

25. Juli / 6. August.

Mit Herrn v. Behr unterhielt ich mich eine Zeitlang über Landwirtschaft. Er bemerkte unter anderm, daß im Anhaltischen eher eine zu kleine Zerstückelung des Landes unter den Bauerfamilien, als ein Zusammenkaufen zu bemerken wäre. Natürlich stellt sich unter verschiednen Umständen die Sache anders.

Er kam auf die Lupine, eine Bohne (die blaublühende ist die beste) welche sehr geeignet ist, todten Sand in Acker zu verwandeln.

Ein Herr v. Wulsen im Magdeburgischen, am rechten sandigen Ufer der Elbe, hat sie besonders in den Gang gebracht. Sie ward gesäet, anderthalb Fuß hoch zur grünen Düngung untergepflügt, im Herbst mit Roggen besäet und giebt das nächste Jahr gute Ernte. Sie könnte in etnigen Gegenden bei uns sehr nützlich sein.

Auch wurde von der Lochdüngung der Kartoffel gesprochen. Ein Mann macht mit einem dicken spitzen Stock Löcher, ein Anderer geht nach, wirft in jedes Loch etwas kleinen Dünger und die Saatkartoffel.

Es hat seine Vortheile bei Düngermangel; doch sollen nach den Kartoffeln Erbsen gesät werden, so muß das ganze Feld bedüngt werden.

Dies sind keine unbekannte Dinge, aber ich habe sie verzeichnet um etwa Proben zu machen, denn nicht alles Bekannte wird angewendet, wo es gut ist.

Die falsch oder boshaft begriffene orientalische Frage scheint, den Zeitungen nach, den politischen Horizont zu trüben. Die französischen Blätter schraubten Krieg, viele mögen ihn wünschen, ein gewisser Mann sucht ihn vielleicht herbeizuführen, um sich zu halten und zu nützen, er könnte sich täuschen. Die Napoleonische Zeit, der Rhein spuckt in manchen Köpfen, die Jugend will voran, für das männliche Alter giebt es Ruhm oder Geld; aber sollte es zum Krieg kommen, so wird sich gar vieles anders finden, als manche denken mögen. Auch die Franzosen sind Neulinge im Kriegen geworden, wie immer nach langem Frieden; Deutschland ist in anderer Lage; es wird viel, sehr viel Geld kosten, und dies wird, wenn auch nicht gleich Anfangs, viel Opposition, Ladel, Verdrehung bringen, besonders bei unbedeutenden Erfolgen, oder gar Nachtheilen. Ob der Krieg kurz oder dauernd sein werde? Beides kann eintreten, und ich enthalte mich des unglücklichen Prophetisirens. Viel kommt darauf an, ob der Gang der Dinge in Frankreich revolutionär wird. Im gewöhnlichen Gang eines Regierungskrieges sehe ich keine überwiegend günstigen Umstände für Frankreich. Ersteres könnte indessen leicht eintreten und dann ist vieles zu erwarten. Geschieht es nicht, so möchte schwerlich viel zu befürchten sein, denn in einem constitutionellen Lande wie Frankreich, wo weder der Regent, noch das Ministerium Kraft und Zutrauen besitzt, möchte es schwer sein, mit Erfolg Krieg zu führen. Allein eben dies könnte eine revolutionäre Wendung herbeiführen.

Ob es für Europa nicht nothwendig sei, von Zeit zu Zeit einen Krieg zu haben, will ich nicht bestreiten. Aber bei den jetzigen umwälzenden Tendenzen ist er gewiß nicht wünschenswerth. In jedem Fall müssen die Nationen durch vermehrte Schuldenlasten und erhöhte Abgaben schwer belastet werden, während die Spannung und Entwicklung des gesellschaftlichen Zustandes schon so groß ist.

Uebrigens können die jetzt aufziehenden Wolken auch vorüber gehen. Jedenfalls aber dürfte die diplomatische Mißheirath zwischen England und Frankreich eben keinen langen Hausfrieden versprechen.

Salzburg, 29. Juli/10. August.

Hallein ist bedeutender als die bisher erwähnten stadähnlichen Orte. Wir besuchten eine Salzkoth.

Ich will mich in kein weiteres Detail über diese mir wol bekannte Sache (Salz-Sieden) einlassen. Es ließe sich vielleicht viel gegen die hiesige Art des Salz siedens einwenden, besonders nachdem so viel Neues und Complicirtes bei dieser so einfach scheinenden und doch so viele Rücksichten darbietenden Sache, eingeführt worden. Vorausgesetzt, daß aller entbehrliche Luxus bei Seite bleibt, der zwar so schön steht,

aber bei Ackerbau, Fabriken, Berg- und Salzwerken und allem was rentiren soll, dem Zweck so widersprechend ist, kommt es hier in der Hauptsache auf die Holzpreise, die Holzschonung und die Baukosten an, welche zum Zweck der Holzschonung aufzuwenden sind, wobei wol zu beobachten ist, ob wirklich Abnahme der Waldungen zu befürchten steht. Wo das Holz wohlfeil und noch auf lange da ist, sind wol die simpelsten Methoden, wie größtentheils in Rußland, die besten, weil große Bau- und Unterhaltungskosten nur Schaden brächten, und das Permische Salz ist so schön wie irgend eines. Noch manche Nebenumstände z. B. Arbeitslohn, Preis des Eisens, ob feines oder grobes (Treib- oder Solzsalz) gefordert werde u. kommen zugleich in Betracht. Ich streite übrigens die Möglichkeit und allmälige Nothwendigkeit von Verbesserungen nicht ab und lasse deshalb Bergbeamte reisen. Ueberhaupt hat es mit der Veränderung einer einmal eingeführten Methode immer seine Bedenlichkeiten oder Schwierigkeiten. Nicht blos, weil man an dem einmal Eingeführten hängt, sondern weil das Eingeführte, so wie jede Methode, gewöhnlich sein Gutes und Böses hat, vieles von Localverhältnissen abhängt oder in der Meinung haftet, während es nicht leicht ist vorauszusehen, wie sich das Neue stellen wird. Oft kommt man nur durch mißlungene Versuche zum Besseren.

Gegen Mittag kamen wir, uns an den vortrefflichen Tagen ergötzend, nach Salzburg.

Innsbruck, 4./16. August.

Wir verweilten heute hier und besahen mehreres von dem etwa Sehenswerthen; auch machten wir eine Rundfahrt um die Stadt.

Ich hatte die Umgebungen dieser Stadt schöner erwartet als ich sie fand. Doch waren auch die Spitzen und Schneiden der Berge bewölkt. Nach dem Berg Fiel zu, wo der tyroler Landsturm ein unglückliches Gefecht hatte, ist eine der besten Ansichten. Die früheren Erfolge eines Landsturms beweisen die Kraft des Gutschießens besonders in dem kleinen Bergkrieg. Jetzt haben die hiesigen Schützen überall, selbst an sehr alten Büchsen, Percussionschlösser, welches indessen aber ihren Gebrauch in Masse an sich nicht entscheidet.

Die Hofkirche mit dem Mausoleum des Kaisers Maximilian I., der sich wol mehr durch seine Persönlichkeit als Mann, wie als Regent und Krieger auszeichnete, und den 28 Bronzestatuen hoher Häupter und Hauptinnen, ist ohne Zweifel das bedeutendste in Innsbruck. Sie ist im gothischen Styl erbaut, doch vielleicht später mit vieler schlechter Stuccatur überladen. Die 28 Statuen haben unverhältnismäßig starke Köpfe und ausgesprochene Züge. An das Detail der Rüstungen ist viel Fleiß verwendet, aber mehrere der sehr mannichfaltigen Rüstungen scheinen zu fantastisch um wahr zu sein. Das Erz ist zum Theil sehr dünn. Es läßt sich nicht errathen, welcher Gedanke der Auswahl der abgebildeten großen Personen zu Grund gelegen hat: König Arthur und Carl der Kühne, Theobert, König von Burgund und Erzherzöge; und in Hinsicht der Damen ist es noch schwerer den Grund zu finden.

Die silberne Capelle ist nicht besonders; das Grab der Philippine Welferin zu bemerken. Damals mag wol unter den reichen Stadt-

jungfern mehr guter Ton und gesellschaftliche Ausbildung, vielleicht ein wenig mehr Koketterie geherrscht haben, als unter den vereinsamten Fürstentöchtern.

Hofers Denkmal ist sehr gut. Das Basrelief ausgezeichnet, nur zu voll. Hofers Statue ist Portrait. Das ist nie gut, denn er hat eine sehr gemeine Physiognomie, welches übrigens für sein Thun Nichts beweist, aber dem Eindruck schadet.

Die vielen Basreliefs am Monument Maximilian I. sind mit unglaublicher Feinheit in Hoch- und Flachrelief gearbeitet. Einige, die weniger Figuren haben, kann man den Kunstwerken zugesellen, andre mit unzählbaren Figuren und weiter Perspective, wie z. B. die dargestellten Schlachten lassen nur die überwundene Schwierigkeit kalt anstaunen.

Von dem Uebrigen will ich nur kurz sein, um nicht, wie in den Ortsbeschreibungen der Reisebücher, unwillkürlich übertriebene Erwartungen zu erregen.

Die Pfarrkirche St. Jacob ist sehr verziert. Das kleine Bild der Mutter Gottes von Lucas Kranach am Hochaltar ist schön. Unter den andern Kirchen ist der Hochaltar in dem Norbertinerkloster Widau aus Holz, schwarz lackirt mit Gold, wegen seiner Größe imponant, wenn auch nicht durchaus geschmackvoll. Die natürlichen Zeuge an Baldachinen, Heiligenbildern und Reliquien und andere kleinliche Verzierungen schaden überhaupt dem Effect der Architectur und dem Eindruck der Kirchen. Sie sind in Tirol ganz besonders gehäuft, so wie die *ecce homo* und Heiligenbilder an den Wegen.

Die Hofburg ist nicht bedeutend; die Bronze-Statue Leopold des Zweiten, auf einem neuen Fußgestell — nicht des Kaisers Leopold — ist viel zu klein, und hat auf dem Platz, wo sie steht, das Ansehen eines Kindes das auf einem Ponny reitet. Sie soll anfangs auf das Portal einer Kirche bestimmt gewesen sein.

Das Schloß Ambras, das ich mir irrig als eine Hochburg (Akropolis) nahe bei der Stadt dachte, besahen wir nicht, da es nach Verlegung der Sammlungen nach Wien, nichts besonders sehenswerthes mehr besitzt. Auch fing es von 4 Uhr wieder zu regnen an, weshalb der Abend unter Zeitunglesen hinging. Die große Kinderei Louis Napoleons in Boulogne war uns neu. Dieser Austritt contrastirt sonderbar mit der Einholung der Asche Napoleons, und diese selbst hat etwas von dem, wie man im Mittelalter kostbare Reliquien einholte. Wenn man schon anfängt, an Monumente zu denken, lebt gewöhnlich der Mann nur noch in der Erinnerung und nicht mehr in den Herzen.



## Aus Florenz.

13./1. Dec. 1863.

.... Was soll ich Ihnen von hier erzählen? Wen in Dorpat interessiren Italien's Kunstschätze? Das ist's doch worin ich hier aufgehe. Große Freude macht mir der Besuch unserer Privatacademie, wo für sieben Franken monatlich alle Abende von 7—9 Uhr nach dem Modell gezeichnet wird! Das kann einen Begriff von der Wohlfeilheit von Florenz geben. Ich zahle hier, in der göttlichsten Lage am Arno, freilich 90 Stufen hoch, aber dafür auch welche Aussicht! für drei Zimmer, Wohnung und Bedienung, dejeuner à la fourchette, Mittag, fünf Fres. à Person täglich; freilich — ländlich, sittlich! Jetzt soll noch am Morgen zwei Stunden lang nach dem Modell gezeichnet werden — und welche Modelle! (Gestern Abend war doch ein Kerl da, als wäre er herausgeschnitten aus einer Filippinischen Freske, welcher geistvoller wunderschöner Kopf, und welcher Körper und wie eine Mauer sitzt er zwei Stunden lang) — das wird für 6 + 2 Stunden lang 10 Fres. kosten, dafür schafft der Unternehmer das schöne Local (heißt es) und das Modell! Doch was schwaze ich da; verzeihen Sie; was das Herz voll ist, des geht der Mund über. Mir geht's auch trefflich. Und wie sollte es nicht, hier, wo, was Sie als Gartenliebhaber interessiren wird — trotzdem daß der Winter endlich seit etwa 14 Tagen da ist, d. h. nun fast alle Bäume, die überhaupt das Laub verlieren, entblättert sind und wir um 9—10 Uhr Morgens im Schatten und am lustigen Orte nur 7° R. haben, stets eine Fülle der schönsten Blumen: Rosen, Ranunkeln, himmlisch schön, Tuberosen, Orangen, Camelien, überall in Sträußen feil geboten werden. Und die sog. Bouquete, womit die Tänzerinnen überschüttet werden; radförmige Ungeheuer von prachtvollen Camelien 3—4 Fuß im Durchmesser oder Pyramiden von 4 Fuß Höhe. Neulich als wir aus der Academie nach Hause gingen, sahen wir diese Monstra aus den Kutschen hervorlangen, die eben vor's Theater fuhren, da der ersehnte Moment herbeigekommen war.



## Der Martinstag.

—r. Wer unter uns wüßte nicht, daß dieser Tag, wenn auch nicht officiell gefeiert, doch ein alter Festtag des Volkes ist? Solches bezeugen nicht nur die gebratene Gans, welche wol selten auf einem deutschen Tische fehlt, sondern auch die allmählig immer mehr abgekommnen Umzüge maskirter Personen, der Mummenscherz, den man trieb und dem sich vormals die Häuser willig öffneten.

Wie es damit in älteren Zeiten bei uns ausgesehen, erhellt aus einer Notiz, welche der alte Bürgermeister der Stadt Dorpat, Fr. Conr. Gadebusch, in seinen livländischen Jahrbüchern Th. IV, Abth.

II, § 53 aus dem Rathspatocoll p. 389 und Kopeybuße p. 431 und 457 giebt. Zum Jahre 1735 bemerkt er: „Am 7. Wintermonates ward das gottlose und läderliche St. Mertensspiel, und am 16. „Christmonates das Kindchenjesuspiel sehr ernstlich verbotben, dergestalt, daß nicht allein diejenigen, welche herumgingen, sondern auch „diejenigen, welche sie einließen, bestraft werden sollten.“ Dazu bemerkt der alte sonst stets wohlunterrichtete Herr in einer Anmerkung: „Worin dieses St. Mertensspiel eigentlich bestanden, weiß ich nicht „anzugeben. Denn der alte Gebrauch, da man am Martini Abend „eine Gans aß und sich mit seinen Hausgenossen, Nachbarn, oder „Gästen lustig machte, kann es nicht gewesen sein.“ Weiter fügt er noch hinzu: „Das Spiel, welches der Rath sonst und in diesem Jahre „so ernstlich verbotben hat, muß mit schändlichen Umständen verknüpft „gewesen sein. Zu meiner Zeit war es nicht mehr bräuchlich. Etwa „1756 oder 57 kamen des Abends drey verkleidete Jungen in mein „Haus mit bloßen Degen, wollten die drey Weisen aus dem Morgenlande vorstellen, sangen einige Lieder und gingen wieder davon. Seit „welcher Zeit ich weiter nichts von solchen Spielen vernommen.“

Wie verhält es sich nun aber mit dem Mummenschanz, mit der Gans und mit dem Feste überhaupt?

Am Niederrhein, in Westphalen und den Niederlanden ziehen die Kinder der niederen Volksclassen an diesem Tage in sonderbaren Bekleidungen von Haus zu Haus und singen um sich Gaben zu erbitten. Gewöhnlich tragen vier Knaben, mit Papiermützen auf den Köpfen, großen Schnurrbärten oder ganz geschwärzten Gesichtern und türkenähnlicher Tracht an zwei Stöcken auf den Schultern eine Art Tragfessel, auf welchem der heilige Martin sitzt. Er hat einen langen weißen Bart von Flachs, eine Bischofsmütze und Stola von Papier, und einen großen hölzernen Löffel in der Hand, in welchem er die Äpfel und andere Schwaren empfängt, welche man den Kindern giebt, während er die Geldgeschenke in einen kleinen Lederbeutel thut. Die Begleiter des Zuges aber tragen Papierlaternen oder in Ermangelung deren ausgehöhlte Rüben, in denen ein Licht brennt, auf Stöcken. — In Schwaben und Franken geht der Pelzmärtel vermunmt, geschwärzt und mit einer Kuhshelle behangen, umher und theilt den unartigen Kindern Schläge, den artigen Äpfel und Nüsse aus, die er ins Zimmer wirft.

In den Ländern, wo Wein gebaut wird, kostet man um Martini den neuen Most. Der Wein, den man am Martinstage trinkt, soll Stärke und Schönheit bringen, weshalb sich Bursche und Mädchen in den Dorfwirthshäusern versammeln, um gemeinschaftlich zu trinken. Damit aber die Mädchen aus Sucht, schöner zu werden, nicht zu weit gehen, pflegen die Eltern sie zu bewachen. — Diese Lustbarkeiten und Schmausereien, welche zu Ehren des heiligen Martin gehalten werden, brachten diesen Heiligen allmählig in den Ruf eines Säufers und Schlemmers, so daß in der Folge jeder, der sein Gut verprast hatte, ein Martinsmann genannt wurde. Sebastian Frank sagt in seinem Weltbuche von den Franken: „Erstlich loben sy Sanct Martin mit

guotem wein, geuffen bis sy voll werden. Unselig ist das hauß das nit auff deß nacht ein ganz zuo essen hat, da zepffen sy yre neüwen wein an, die sy bißher behalten haben.“

Aus diesen Andeutungen ist ersichtlich, daß, wenn die Bewohner Dorpats vor hundertdreißig Jahren sich ihre Brüder in Deutschland beim Feiern des Tages zum Vorbilde nahmen, der Rath sich wol zuweilen konnte veranlaßt gesehen haben, das St. Mertenspiel ein läderliches zu nennen und es strenge zu verbieten.

Die Gewohnheit eine Martinsgans zu essen, der letzte Rest eines alten Opferschmauses, reicht in ein hohes Alter hinauf. Die christliche Sage erzählt, daß die Gänse den heiligen Martin, Bischof von Tours, im Predigen gestört, nach einer anderen Fassung, daß sie ihn verrathen hatten, als er, noch sehr jung, zum Bischof gewählt, im Gefühl seiner Schwäche sich im Gänjestall versteckte, um einem so schweren und verantwortungsvollem Amte zu entgehen, in beiden Fällen sollte der Bischof die Gänse, um sie zu strafen, haben schlachten und braten lassen. Eine neuere Sage knüpft die Gewohnheit an den Reformationshelden Luther, der einstmals zu seinem Geburtstage in Nordhausen von seinen Freunden festlich bewirtheet worden, und wo seitdem bis auf den heutigen Tag das Martinsfest in ganz besonderer Erinnerung an diese Bewirthung gefeiert wird. Wie in dem Volke lutherischer Confession sich eine besondere Sage für die Erklärung des Festgebrauches bildete, so hat sich in lutherischen Ländern auch der Tag des Festes von dem ursprünglichen Tage, dem 11. Nov., auf den 10., den Geburtstag des Reformators, zurückgezogen.

Wie alt aber die Rolle ist, welche die Gans am Martinsfeste spielt, geht daraus hervor, daß nach den Annal. Corbejens. bei Leibnitz script. Brunsvic. T. II, pag. 308 schon im Jahre 1171 Ulrich von Schwalenberg der Abtei von Corvey eine silberne Gans zum Martinsfeste schenkte. Othelricus de Svalenberg Argenteum anserem in festo S. Martini pro fraternitate.

Wir haben oben die Martinsgans den letzten Rest eines alten Opferschmauses genannt. Es liegt nämlich dem Feste die alte Feier des herbftlichen Wuotansfestes zu Grunde und daraus sind manche bis auf den heutigen Tag erhaltene Gebräuche zu beziehen. Die Verehrung des Wuotan als Gottes der Ernte und Spenders aller Feldgaben fiel im höheren Norden, wo der Sommer kürzer ist, auf das Ende des September und ging auf den heiligen Michael über. In Schweden brennen noch heutigen Tages am Abend vorher Michaelsfeuer, wie in Deutschland zu Martini die Martinsfeuer und in England ist die Michaelsgans nicht minder üblich als in Deutschland die Martinsgans. Weiter südlich fiel das Dankfest auf den Anfang des November und so ist noch jetzt Martini vielfach das Ende des ländlichen Jahres, an dem alle Pachtzinsen fällig sind, ein neues Pacht- und Dienstjahr anfängt, keine Frucht mehr im Felde steht und selbst der Wein eingeschafft ist. Die Verehrung Wuotans aber ging auf den heiligen Martin über, der zugleich ein Patron des Geflügels, des Viehes und der Hirten wurde. Ein Ueberbleibsel anderer Viehopfer sind die an vielen Orten

noch üblichen Martinshörner, ein Backwerk, das an diesem Tage nicht fehlen darf. Directe Zeugnisse für den heidnischen Unfug, der sich mit der Feier des Martinstages verknüpfte, sind die kirchlichen Erlasse dagegen, die seit dem Jahre 590 sich lange Zeit hindurch häufig wiederholen.



## Der St. Katharinentag.

— r. In einer Universitätsstadt geziemt es wol der heiligen Katharina zu gedenken. Die Legende erzählt, daß diese bei einer Disputation durch ihre seltene Beredbarkeit fünfzig heidnische Philosophen zu widerlegen und zum Christenthum zu bekehren verstand. Daraus nahm man Anlaß, diese Heilige als Patronin der christlichen Philosophen und Schulen zu verehren und noch jetzt führen manche berühmte Hochschulen ihr Bild mit dem Schwerte zur Seite und dem Rad zu Füßen im Wappen, wenn auch die hohen Schulen den Katharinentag nicht mehr wie sonst mit Kirchgang, Gottesdienst und Lobliedern auf die Heilige feiern und die Philosophen sich von ihr nicht mehr niederdisputiren lassen dürften.

In früheren Zeiten war es hier am Orte noch mehr Sitte, als jetzt wahrzunehmen ist, daß an diesem Tage Abends Gesellschaften eingeladen und auch nicht geladene vermunimte Gestalten willkommen geheißen wurden. In katholischen Ländern beginnt mit diesem Tage die sogenannte „geschlossene“ Zeit, wo alle geräuschvollen Lustbarkeiten, lärmende Musik und dergleichen ein Ende haben, darum es sprüchwörtlich heißt: Katharein — Schließt Geig' und Baß ein. — So feierte man denn ähnlich, wie vor den langen Fasten der Osterzeit, zu guterlezt gesellige und lärmende Feste. Am rauschendsten ging bis in den Anfang dieses Jahrhunderts die Feier in England vor sich. Die Arbeiter auf den Werften fuhren am Vorabend des Tages einen Mann in Frauenskleidern mit einem großen Rad neben sich als heilige Katharine auf einem breiten hölzernen Sessel in der Stadt herum und hielten an verschiedenen Häusern still, woselbst sie Reden zu halten und Scherz zu treiben pflegten. Jubeln und Trinken fehlte dabei natürlich nicht.

In Belgien wird die heilige Katharina der Bedeutung ihres Namens gemäß (*καθαρός* = rein) als Urbild der Reinheit von den Mädchen als Patronin verehrt. Braven Dienstmädchen verschafft sie einen guten Dienst, fleißigen Schulfädchen bringt sie hübsche Geschenke. Ihr Gedächtnistag wird daher nicht bloß in allen Mädchenschulen und Mädchenpensionen als Feiertag begangen, sondern auch in allen Familien, die unverheirathete Töchter haben, als Festtag gefeiert. Ueberall werden Abends Gesellschaften eingeladen, Bälle und dramatische Aufführungen veranstaltet, und den Mädchen des Morgens Blumensträuße und Putzgegenstände geschenkt.

Nach dem Kalender des Volkes beginnt entweder mit dem Katharinentag oder mit dem Tage des heiligen Andreas, am letzten November, die Winterszeit, daher es nach der Bauernregel heißt:

Kathareine hett den Winter innem Schreine.



## Der Kirchenbrand zu S. Jago.

(Nach dem Mercurio del Vapor.)

Ueber den furchtbaren Brand der Kirche de la Compania zu S. Jago in Chili schreibt der Mercurio del Vapor (eine Zeitung des Landes) im Wesentlichen wie folgt:

Eine maßlos schreckliche, erschütternde, in den Annalen unseres Landes und wol der ganzen Welt unerhörte Katastrophe hat jedes Herz in tiefe Trauer gestürzt.

Seit im Jahre 1857 zu Rom das Dogma der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria war verkündet worden, hatte sich in der Kirche de la Compania, so benannt, weil sie vormals den Jesuiten gehörte, eine Schwesternschaft von „Töchtern Mariae“ gebildet, zu welcher fast alle Frauen und Jungfrauen der Stadt gehörten. Jährlich, vom 8. Nov. bis zum 8. Dec., als dem Tage der unbefleckten Empfängniß, gab es täglich erneuerte Feste mit Orchestermusik, mit Gesang, mit erstaunlicher Verschwendung von Weihrauch, Delflammen, flüssigem Gas, Wachskerzen und allem, was irgend leuchtet und brennt. An jeder Säule, in jedem Winkel, in den Wölbungen des Daches, überall flimmerte und flammte es, am strahlendsten auf dem Hochaltar. Jeden Abend schwamm die Kirche in einem Meer von Licht und war durchwogt von Muslingehängen. Stunden vorher mußte mit dem Anzünden der Flammen begonnen werden und erst um Mitternacht wurde man mit dem Auslöschen fertig.

Ein Priester, Namens Ugarte, ein gewaltiger Eiferer gegen Freien und Befreitwerden, stand als Führer und Priester jener Schwesternschaft vor und bewegte alle Herzen nach seinem Willen. So unbedingt hielt er sie in Glauben und Aberglauben gefangen, daß er an dem Eingang zur Kirche einen Himmels-Briefkasten hatte aufhängen dürfen, welcher tausende von Briefen an die Jungfrau Maria aufnahm. Jeden Mittwoch wurde dieser Kasten auf den Hochaltar gestellt und von Ugarte der Mutter Gottes dargebracht. Mehr als eine Bitte wurde erhört; der Priester blieb Vermittler zwischen den Frauenherzen auf Erden und dem Himmel und, wenn ein Anliegen über seine Mittel ging, so vertröstete er die Bittstellerin auf die Zukunft und machte sie sich um so mehr mit Beichte und Gebet unterworfen.

Die Kirche de la Compania war in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaut worden; sie hatte ein geräumiges Schiff und ein erst vor 15 Jahren aus Holz aufgeführtes Dachwerk. Der einzige bequeme Eingang führte grade auf das Schiff; die Thüren zu beiden

Seiten waren jederzeit nur halbgeöffnet und durch Scheidewände verstellt. Nahe zum Altar öffnete sich eine kleine Thür in die Sacristei.

Einige Minuten vor 7 Uhr am Donnerstagabend, den 8. Dec. v. J., knieten über 2000 Frauen und einige hundert Männer in der bis zum Ersticken gefüllten Kirche. Mitten durch die dichtgedrängte Menge mußte sich zuletzt noch eine compacte Schaar fanatischer Frauen den Weg zu bahnen, um hart vor den Stufen des Altars am letzten Tage am Marienfeste dem Priester Ugarte so nahe wie möglich zu kommen und keines seiner Worte zu verlieren, deren jedes Ströme von Thränen hervorrief. Auch sollte Gizaquirre, apostolischer Nuntius und Liebling Pius' IX., Gründer des americanischen Collegium zu Rom, an diesem Abend predigen. Man erzählt sich, daß Ugarte, durch Gizaquirre's Erzählungen von römischen Illuminationen gereizt, sich geschworen hatte, dem Nuntius zu seiner Predigt ein Lichtmeer hervorzuzaubern, wie die Welt kein ähnliches gesehen habe. Und Ugarte hat Wort gehalten.

Denn kaum war die letzte Kerze angezündet, als das flüssige Gas in einem zu Füßen der Jungfrau über dem Hauptaltare angebrachten Halbmonde überströmte und an den Muslingehängen mit rasender Hast bis in den Dachstuhl flog. In weniger als zwei Minuten stand der Altar, über 20 Ellen hoch und 10 Ellen breit, im Flammenmeer. So rasch flog das Feuer, daß ihm die Angst in den Herzen nicht zu folgen vermochte. Erst, als es weit hineingriff in das Dach des Schiffes, stürzte die andächtige Menge dem Hauptausgange zu. Die den Seitenthüren zunächst standen, entrannen; andere, vornemlich die Männer, welche von den Frauen durch ein eisernes Gitter getrennt waren und nicht zu ihnen kommen konnten, weder um sie zu retten, noch um mit ihnen zu sterben, entkamen durch die Sacristei; aber vor den Nachdrängenden verschlossen die Priester die Thüre, um nicht am Ketten der Kirchengeräthe gehindert zu werden. So haben sie ein vergoldetes Bild, einige hölzerne Heilige, eine heilige Ruhebank, einige Bücher, Kelche, Leuchter, einige heilige Teppiche und Matten gerettet.

Mittlerweile drängten die unglücklichen Weiber gegen den Ausgang, verwickelt in ihre weiten Gewänder; eine durch die andere gehindert; so fallen sie übereinander; über die gefallenen klettern die folgenden; noch lebend bilden sie mit ihren Leibern einen unübersteiglichen Wall, welcher den Eingang bis zur halben Höhe schließt. Vergebens jeder Versuch aus dieser unseligen Masse einen Theil zu trennen; wer von außen ergriffen wird, um gerettet zu werden, den greifen rückwärts zwanzig Hände im Angstkrampf und halten ihn wie angeschmiedet. Von allen werden unter unsäglichen Mühen nur 50 errettet. Die übrigen müssen sterben.

Man kann sie von außen erblicken: Frauen, wenige Schritte von ihren Männern, Töchter, im Angesicht ihrer Väter; keine Annäherung ist möglich. Das Feuer ist über den ganzen Dachstuhl geslogen und hat die Schlingen gelöst, an welchen tausende von Lampen mit flüssigem Gase hängen. Die Lampen stürzen und ein blauer Flammenregen ergießt sich von oben. In furchtbarer Beleuchtung

strahlen die unglücklichen Opfer; noch einen Augenblick und sie schrumpfen zusammen; dann stehen sie unbeweglich in krampfhafter Stellung, schauerliche Gestalten, ohne Leben.

Um 10 Uhr hat das Feuer alles verzehrt, was in der Kirche verzehrbar ist durch Feuer. Die starken Mauern halten aus; der Brand erlischt in sich selbst. Auf die entsetzlichsten Zammerrufe folgt noch entsetzlichere Stille. 2000 Seelen sind heimgegangen.

Von den Priestern ist keiner zu erblicken; sie halten sich verborgen. Ugarte, ehe er die Kirche verließ, hat die Brennenden gesegnet und sie gepriesen, weil sie gradwegs zur Mutter Gottes kämen. Ein anderer hat Chili glücklich genannt, weil es nun habe, woran es Keiner zu lange gefehlt: einen Zuschuß an Heiligen und Märtyrern.

Das Volk ist wie von Wahnsinn ergriffen, halb betäubt, halb außer sich von Schmerz und Wuth. Das Entsetzliche ging anfangs wie ein Traum vorüber. Die Nachwirkung ist furchtbar. Die Kirche soll niedergerissen werden bis auf den Boden. Den Platz, wo sie gestanden hat, soll ein Denkstein bezeichnen und keine Priesterchaft soll diese Stätte je wieder weihen.



## Gottesverehrung auf Actien.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerica besteht in religiösen Dingen bekanntlich, was man auf englisch das „voluntary-system“ nennt. Der alte Fritz hat es ehemals in die Worte gesagt, daß Jeder nach seiner Façon selig werde. Der Versuch jedoch, den Weg in die Seligkeit auf Actien zu pflastern, gehört erst der neuesten Zeit an.

Zu Brooklyn, in Newyork, giebt es eine Kirche, die Plymouth-Kirche genannt. Sie wurde auf Subscription erbaut; als sie fertig war, wurden ihre Gestühle verkauft und aus dem Erlös den Subscribenten ihr Beitrag zurückgezahlt. Die Käufer der Gestühle wurden so gewissermaßen zu Actionären zweiter Hand. Das Gebäude ist stattlich aufgeführt und noch ruhen auf ihm 10.000 L. Schulden. Der Pastor an der Kirche, Rev. Henry Ward Beecher, wurde anfangs mit dem mäßigen Gehalte von 300 L. angestellt; aber sein Gehalt stieg immer höher, bis es im vorigen Jahr auf 1500 L. (fast 10.000 R. S.) gestiegen war. Er selbst wuchs so an Geldwerth gewissermaßen in gleichem Tempo mit den Gestühlen seiner Kirche. Bei Beginn dieses Jahres trug die Jahresmiete der Gestühle 6500 L. (über 40.000 R.) ein; nach Abzug des Gehaltes ergab sich für die Actionäre somit eine fast reine Einnahme von 5000 L. Kein Wunder, daß der Pastor in hoher Geltung steht. In einem jüngst abgehaltenen Meeting der „society“ wurde der Antrag gestellt, sein Gehalt auf 2000 L. zu erhöhen; einige besonders feurige — ob nun Verehrer oder Speculanten

— forderten für ihn 3000 £., das heißt das Doppelte von dem bisherigen Gehalte, nicht viel unter 20.000 R. S. Dieser Antrag fand jedoch keinen Anklang und es entspann sich eine längere Debatte, aus welcher sich einige interessante Aufschlüsse über die Verdienste und Talente des würdigen Mannes ergaben.

Als Hauptgrund für eine Erhöhung der Gage führten seine Verehrer den Umstand an, daß er sehr wohlthätig sei und offenes Haus halte; es sei nicht mehr als billig, daß ihn die Gemeinde mit anständigen Tafelgeldern versorge. Die Opponenten beriefen sich dagegen auf Mr. Beecher's Privatfinanzwirthschaft und das von ihm beliebte System. Sie schilderten seine Gewohnheiten und Lebensweise als völlig unabhängig von jeder Rücksicht auf das Maas seiner Einnahmen. Sie versicherten, für ihn sei es völlig gleichgiltig, ob er 2000 oder 4000 £. im Jahre hätte; er verstehe nun einmal nichts vom Geld; er wisse — so pflegte er selbst zu sagen — weder wo es bleibe, noch was er damit anfangen. Ferner wurde bemerkt, der Pastor habe noch andere Einnahmequellen und schöpfe aus denselben mit großer Unbefangenheit des Gemüthes. Seine Gemeinde monopolisirt durchaus nicht seine Dienste. Er ist zugleich „Editor“ einer Zeitung und „public lecturer“, das heißt er hält gegen Bezahlung Vorlesungen für Jedermann und weil er beliebt ist, so steht er lebhaft in Nachfrage und nimmt viel ein. Aus allen diesen Gründen erklärten sich die Opponenten gegen den Antrag. Es kam dann zu einem Compromiß, man beließ den Pastor bei seinen 1500 £. jährlich, zahlte ihm aber für das Jahr 1864 als Zuschlag oder „bonus“ 1000 £.

Ein Gefühl war jedenfalls bei allen Actionären lebhaft rege: daß ihre Actien ganz abhingen von ihrem Pastor. Auch erkannten sie gradwegs an, daß er sie durch Uebung zweier Talente bereichere. Ja, es scheint, der Auctionator thut es dem Pastor noch zuvor. Nie soll er die Zuhörer lebhafter hinreißen, als wenn er von der Kanzel herab die Versteigerung der Gestühle leitet. Es würde daher nicht nur an hohem Angebot fehlen, wenn einmal nicht mehr dieser Pastor die Kanzel inne hätte, sondern die Bieter würden auch nicht so begeistert bieten, wenn nicht eben dieser Pastor zugleich als Auctionator dastände. Es war daher nur eine wohlverdiente Anerkennung, wenn einer seiner Verehrer es gradwegs aussprach: die Hälfte des reinen Einkommens möchten die Actionäre unter sich vertheilen; die andere Hälfte aber käme dem Pastor zu. Denn ohne Pastor, was wäre die Kirche!



## Ein livländischer Reisender in Afrika.

In Afrika reisen und nicht die Quelle des Nil oder mindestens einen noch unbekanntem See entdecken wollen, scheint heute so gut wie unmöglich. Uralte, noch heute ungelöste Probleme üben dort auf Alt und Jung, auf Männer aller Berufsarten und Bildungsgrade magische

Anziehung. Sklavenhändler und Missionäre, englische Officiere und deutsche Gelehrte, Franzosen und Italiener, Linguisten, Zoologen, Botaniker, Ingenieure, Seeleute, einen nach dem andern zieht es in das Innere des bösesten aller Welttheile, der unersättlich ist Menschen zu verschlingen und den bisher keine Opfer bemogen haben, das größte seiner Geheimnisse vollends an den Tag zu geben.

In der östlichen Hälfte der riesigen Ebene, welche, wenn nicht alle Zeichen trügen, in ununterbrochenem Zusammenhange Inner-Afrika ausfüllt, laufen von unterschiedenen Punkten der östlichen Küste Handelswege nach Westen. Nach den Berichten Eingeborener und arabischer Handelsleute führen die meisten dieser Pfade zu großen binnenländischen Seespiegeln, deren Lage selbst heute, nachdem sie von europäischen Reisenden erreicht worden, unsicher bestimmt ist, deren Zusammenhang, Trennung und Gliederung bald so, bald anders behauptet, beschrieben und bestritten wird.

Mitten in diese halbentdeckte Landschaft oder mindestens bis hart an ihre Grenze greift von Norden her das weitverzweigte Quell-Geäder des Nil. Die Stellen, an welchen der uralt-berühmte Fluß sich jener Seenwelt eingliedert, oder ein für allemal die Wasserscheide, welche beide Systeme trennt: den Zusammenhang oder die Sondernung nachweisen, das ist heute die vornehmste Aufgabe des echten Afrikareisenden. Ziel und Preis sind zu lockend, als daß die vorausgegangenen Opfer muthige Nachfolger, welche reicher an Hoffnungen, als Erfahrungen sind, zurückzuschrecken vermöchten. Die Lust, den lange unerworbenen Preis zu gewinnen, ist heute lebhafter als je, seit Speke (1861, 1862) den Nil will erblickt haben, wie er aus einem jener Seespiegel mit breiter Strömung seinen Weg nach Norden suchte und seit man Speke das Recht bestreitet, Andere glauben zu machen, was nur, wer selber an Ort und Stelle gewesen, zu glauben berechtigt sein soll. Wie schon vor ihm mancher nicht minder rasch berühmt gewordene Reisende, wie etwa Livingstone, so hat auch Speke aus dem, was er gesehen, geschlossen auf das, was er nicht gesehen und, ohne den Wasserfaden von jenem See abwärts ununterbrochen bis an eine der Stellen, an welchen er deutlich als Nil erkannt wird, verfolgt zu haben, den Ausfluß des Sees als Quellarm des Nil proclamirt. Auf den begeisterten Empfang, den ihm nach der Rückkehr seine englischen Landsleute bereitet, ist die Veröffentlichung seiner Reisebeschreibung gefolgt und auf die Reisebeschreibung fast allgemeine Ernüchterung. Der Glaube hat dem Zweifel Raum geben müssen und der Zweifel an Speke weckt in seinen Nachfolgern Vertrauen zu sich selbst.

Am schroffsten und kühnsten gegen den englischen Touristen ist ein afrikagewohnter Venetianer aufgetreten. Miani will die Quellgebiete des Nil besser und früher erforscht haben, als Speke und was er in den Jahren 1859, 1860 nicht genau hat ermitteln können, das erbietet er sich in den Jahren 1864, 1865 nachzuholen. Es ist ein wissenschaftlich ungebildeter Mann, aber — eine Ausnahme unter den europäischen Habitués des Nilthals — ehrlich, dazu abgehärtet und erfahren, wetter- und landeskundig, energisch und unermüdet. Die öster-

reichische Regierung hat ihm Aussicht auf Unterstützung eröffnet. Auf Antrag des Staatsministers v. Schmerling und unter Zustimmung des Kaisers sollte ihm eine Beisteuer von 6000 Gulden, sowie ein Vorrath von Waffen, Munition und Fußbekleidung für die Escorte angewiesen werden; zugleich sollten ihn zwei tüchtige reisebewanderte, wissenschaftlich gebildete Officiere, der Fregatten-Capitän Millossich und der Hauptmann Boleslawski vom Ingenieur-Geographen-Corps begleiten, um die Leitung der mathematischen und geodätischen Arbeiten zu übernehmen. Vorläufig freilich ist das Unternehmen in Frage gestellt, da das Abgeordnetenhaus den erforderlichen Credit verweigert hat; indeß hofft man in Wien, die verlangte Subvention dennoch zu erwirken und vielleicht noch im Sommer dieses Jahres Miani in die Quellgebiete des Nil aufbrechen zu sehen.

Mit diesem Mann nun ist einer der jüngsten afrikanischen Reisenden in Cairo zusammengetroffen, vorläufig auf kurzen, gefahrlosen Excursionen in Verkehr geblieben, hat ihn schätzen gelernt und scheint nicht übel gesonnen, ihm auf alle Fälle nach Süden zu folgen. Zunächst sind es freilich nur Pläne und vielleicht dürfen wir kaum wünschen, daß sie zur Ausführung kommen, indeß die Hoffnungen und Aussichten eines jungen Landsmannes, der so weit aus seiner heimathlichen Sphäre mag verschlagen werden, haben auch, ehe sie sich erfüllen oder scheitern, Anspruch auf unsere Theilnahme.

Dr. G. Schweinfurth, aus Riga gebürtig und auf deutschen Universitäten gebildet, hat sich bereits durch einige kleinere Arbeiten auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft, der Botanik, vortheilhaft bekannt gemacht. Zunächst ist er denn auch als Botaniker nach Aegypten aufgebrochen, nachdem er alle aus dem nördlichen Afrika bis hiezu nach Europa gelangten, ihm irgend zugänglichen Herbarien durchgearbeitet hat. Gründlich vorbereitet sieht er sich ein vielversprechendes Feld der Forschung eröffnet. Unter allen Welttheilen ist Afrika von Botanikern am meisten vernachlässigt worden. Noch jüngst hat die überaus zahlreiche Gesellschaft, welche den Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha in das Hochland von Mensa begleitete, keinen einzigen Pflanzenkundigen in ihrer Mitte gezählt, und mehr als einmal ist es mit lebhaftem Bedauern empfunden worden, daß „nicht Einer der ganzen Reisegesellschaft die auffallenden Formen, welche sich dem Blicke aufdrängten und so recht zur Betrachtung, zur Lehre aufforderten, zu benennen wußte.“ Allein selbst in nächster Nähe der großen Heerstraßen erschließt sich dem Kundigen unerwartet reiche Ausbeute. Auf einem im Jan. d. J., in Miani's Gesellschaft, nach Suez unternommenen Ausfluge, sah sich Dr. Schweinfurth mitten in das lebendigste Menschentreiben versetzt. In einem von zwei Kameelen gezogenen Boote fuhr er auf dem Süßwasser-Canal nach Ismaelia am Timsah-See und weiter nach Port Said. Von Ismaelia, wo die Reisenden in Lessep's Hause Unterkommen fanden, wurden Excursionen in die Umgegend unternommen. „Es ist wunderbar — schreibt der junge Reisende an Dr. Barth — wie schnell die Franzosen, die schon nach Tausenden zählen, sich hierselbst eingerichtet haben. Ismaelia

und Port Said sind bereits respectable Städte mit den großartigsten Werkstätten, Hotels, Magazinen und allem nöthigen Comfort ausgerüstet, der inmitten der Wüste doppelt überrascht. Außerdem sind El Guizr und Kantarah am maritimen (Haupt-) Canal ziemliche Städtchen. — Von Port Said aus fuhrn wir in zwei Tagen über den Mengaleh-See nach Sane, um die herrlichen Ruinen (des alten Zoan) zu besichtigen. — Unsere Rückreise über Ismaelia wurde über Zagazig auf dem alten sehr unregelmäßigen und verwachsenen Canal bewerkstelligt. Unterwegs ward in Rhameses angehalten, in Tell el kebiri übernachtet. Ich ging zu Fuß bis Zagazig und machte eine ungeheure Ausbeute an Pflanzen; herrliche Culturen findet man im Wadi, dem Eigenthum der Compagnie, während in Zagazig Baumwolle in großen Massen angebaut wird.“ In einem andern Briefe findet sich beiläufig von dem Suez-Canal erwähnt, daß unter den Ingenieuren an Ort und Stelle viele bezweifeln, ob menschlicher Verstand Mittel finden werde, die bei Ausführung des Werkes immer neu sich gestaltenden Schwierigkeiten erfolgreich zu überwinden.

Nach Cairo zurückgekehrt, rüstete sich Dr. Schweinfurth zu einer größeren, minder comfotablen Excursion und ist Ende Februar zu Boot den Nil aufwärts nach Keneh aufgebrochen, um sich von dort nach Koffeir zu wenden und wo möglich die Wüste bis Suakin zu erforschen, wobei besonders ein mit nicht gewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpfter Besuch des Berges Elbeh im Gebiet der Bischarin beabsichtigt wird. Auf einem Regierungsdampfer, welches Steuern einzuziehen ausgesandt wird, soll sodann die Küsten des rothen Meeres entlang gefahren werden, um überall, wo gelandet wird, zu botanisiren.

Allein schon richten sich die Wünsche des jungen Reisenden auf ein zweites weit jenseits gelegenes Reiseziel. „Ich habe hier — schreibt er an Dr. Petermann aus Cairo — Miani kennen gelernt. Er ist hier eine allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit und würde, wenn die Initiative von Europa ergriffen würde, bei der hiesigen Regierung alle mögliche Unterstützung finden. Einen geeigneteren Mann zur Führung der Expedition kann man sich nicht denken. Niemand vereinigt wie er Erfahrung und Tüchtigkeit des Characters mit Muth, Entschlossenheit und körperlicher Befähigung. — Man hat ihm wissenschaftliche Befähigung abgesprochen, aber ist Livingstone durch seine großen Erfolge etwa zu dem Rufe hoher Gelehrsamkeit gelangt? Falls das Unternehmen Miani's bis zum nächsten Sommer in Gang gesetzt werden könnte, würde ich mich gern an demselben betheiligen und den vierten Theil der von Miani veranschlagten Kosten tragen, da das zu bereisende Gebiet für meine Zweck von großem Interesse ist und ich volles Vertrauen in die Befähigung dieses Mannes zur technischen Leitung der Reise hege.“

Nicht ohne Besorgniß sieht ein so vielerfahrener Reisender, wie Dr. Barth, den eben erst in Afrika Gelandeten sich mit so weitgreifenden Plänen tragen. Jedenfalls habe er ein unendlich reiches Feld vor sich, aber es fehle ihm noch die Erfahrung in jenem neuen Gebiet; er glaubt, ihn zur Vorsicht ermahnen zu müssen. Dr. Schwein-

furth selbst scheint sich die Bedenken nicht verhehlt zu haben, welche es hätte, falls er seine näherliegende, bescheidenere Aufgabe einem zwar glänzenderen, aber leicht fehlschlagendem Plane zum Opfer brächte. Bereits auf dem kurzen Ausfluge nach dem Jithmus von Suez hat er sich überzeugen können, „daß die Zwecke eines botanischen Reisenden mit denen eines Entdeckers nicht gut zu vereinen sind.“

Hoffen wir, daß die größere, bereits angetretene, auf mehrere Monate berechnete Excursion nach Koffeir und zu den Bisharin ihm ausreichend Gelegenheit biete, die Hemmnisse und Schwierigkeiten der gefahrvollsten aller Entdeckungsreisen, annähernd zu ermessen, seine Kräfte zu erproben und je nach dem Ausfall der Prüfung sich auf den unendlich weiteren Weg mit allem Muth, aber auch aller erforderlichen Vorsicht zu rüsten oder lieber luftigeren Plänen zu entsagen und im Dienste derjenigen Wissenschaft, welcher er sich mit solchem Eifer gewidmet, unbekümmert um den äußern Glanz des Erfolges, in ernster Selbstbeschränkung bei minder täuschungreichen Aufgaben auszuharren.

— Nach Privatbriefen, welche der *Nig. Ztg.* vorgelegen haben, war Dr. G. Schweinfurth Anfang März in Kenneh angekommen und am 16. März durch die Wüste nach Koffeir am rothen Meere aufgebrochen. Die fast durchwegs wagerechte, wasseröde Strecke von 26 d. M., welche gewöhnlich in fünf Tagen zurückgelegt wird, wurde in acht Tagen bei großer Hitze durchmessen; unterwegs wurde botanisiert und gelegentlich Karamanen begegnet. Am 22. März (darnach hätte die Reise nur 6—7 Tage gedauert) traf Dr. Schweinfurth in Koffeir ein und fand einen jungen Arzt aus Württemberg, Dr. Klunzinger vor, dessen Reisegesellschaft ihm schon von Europa her — wenn wir nicht irren — in Aussicht gestanden hatte. Außer ihm war noch ein Europäer am Orte, ein Malteser, welcher die Quarantaine leitete. Sofort wurden Vorbereitungen zur Küstenfahrt in einem dazu gemieteten Boote getroffen. Erst an Ort und Stelle scheint sich erwiesen zu haben, daß die Hoffnung, ein Dampfschiff besteigen zu können, eitel gewesen war. Der Eindruck der Bevölkerung in der Wüste zwischen Kenneh und Koffeir, sowie in Koffeir selbst, wird als günstig geschildert; doch stimmt die arglose Auffassung des jungen Reisenden nicht ganz mit dem, was wir aus anderen Berichten wissen. Möge die Enttäuschung nicht gar zu unerwartet kommen.



## Gefangene Italiener in Buchara.

Ueber die Gefangennahme von drei Italienern in Buchara — der bloße Name des Landes erweckt lebhaft die Erinnerung an den Judenmissionär Wolf, an Alex. Burnes, an die unglücklichen Stoddart und D'Connolly — ist in den Zeitungen bereits die Rede gewesen. Nach

der Nord. Post wird diese Nachricht durch eine aus der Staniza Orsk erhaltene Correspondenz des Golos ergänzt; diese Station liegt auf der großen Handelsstraße aus Buchara nach Rußland und ist der erste europäische Punct, wo zahlreiche aus dem Innern Asiens kommende Karavaneen Rashtag machen. Die Correspondenz beruht auf Aussagen von Bucharen, welche Zeugen der im Folgenden geschilderter barbarischen Handlungen gewesen sein wollen, und auf welchen auch die Verantwortung für die Wahrheit des Mitgetheilten ruht. Im Herbst des vorigen Jahres passirten auf einer Reise nach Buchara drei Italiener die Orskische Staniza: Graf Litta, ein Maler Meazza, Doctor Ganazzi in Begleitung eines französischen Dolmetschers Tassiers und eines Dieners, lauter junge Leute. Ungefähr zwei Wochen nach ihnen reiste eben dahin ein vornehmer Perser, der mit Paris und St. Petersburg sehr bekannt schien und nach Buchara zog, um seinen Bruder aus der Gefangenschaft loszukaufen. Die Italiener erreichten Fort Kasala, den letzten befestigten Punct auf russischem Gebiet an der Straße nach Buchara. Schon in Orsk hatte ihnen der Karavan-Baschi (Bevollmächtigter für Handelsangelegenheiten zwischen Rußland und der Bucharei) gerathen, von ihm einen Geleitschein sich ausstellen zu lassen sowie einer Karavane sich anzuschließen, allein sie hatten seinen Geleitschein verschmäht. Der Karavane-Aufseher in Kasala verweigerte ihnen die Erlaubniß zur Weiterreise, bevor er nicht nach Buchara berichtet habe. Leider ließen sich die unternehmenden Touristen nicht aufhalten. Von einem aus Orenburg als Wegweiser angenommen Kirgisen begleitet überschritten sie auf Umwegen die bucharische Grenze. Der Karavane-Aufseher, der keine Lust hatte, sich pfählen zu lassen, ließ sie verfolgen, allein sie wurden nicht erreicht und gelangten wohlbehalten nach Buchara. Ein Europäer, schreibt der Correspondent, kann sich nicht leicht eine Vorstellung machen von dem Despotismus, der Rohheit und der Unwissenheit in Buchara. Es genügt zu bemerken, daß ein Buchare, der etwa in Europa gewesen ist, nicht wagen darf zu äußern, daß es irgendwo irgend etwas gebe, das besser sei, als man es in Buchara habe. Auf dergleichen lästerliche Behauptungen steht die gewöhnliche Strafe: pfählen. Hiernach kann man sich nun den Unwillen und das Entsetzen der bucharischen Beamten denken, als sie plötzlich von Fremdlingen erfuhren, die in der Stadt und Umgegend frei umherstrichen, Pflanzen sammelten, photographische Ansichten aufnahmen und außerdem rohe Seide und Cocons unter der Hand in großer Menge einkauften. Da der Emir sich zur selben Zeit an der chinesischen Grenze befand, so wurde ihm sofort über dieses ungewöhnliche Ereigniß berichtet: Es seien unbekannte Leute eingetroffen, die Seide aufkauften, viel Geld und sonderbare Instrumente hätten, Erkundigungen einzögen, sich Notizen machten, sich für Italiener ausgäben, aber wol englische Spione seien, die das Volk aufregten u. s. w. Der Emir ist, wie alle Bucharen, gegen Fremde nicht sehr wohlwollend. Nur die Russen genießen einer gewissen Gastfreundschaft, theils des Handelsverkehrs wegen, theils aus Furcht vor dem mächtigen Nachbar. Die Engländer dagegen werden geradezu als Feinde betrachtet und wenn sie sich in

Bande zeigen, nicht geschont, wie traurige Beispiele barbarischer Grausamkeit beweisen. Diese Feindschaft hat nach der Aussage der Bucharen und des Karawan-Baschi in Orsk ihren Grund darin, daß die Engländer mit allen möglichen Mitteln sich bestreben sollen, den ganzen Handel Buchara's an sich zu reißen.

Der Emir befahl sofort die Fremdlinge bis zu seiner baldigen Ankunft in Buchara, aufzuhalten und obwol überzeugt, daß es außer Engländern, Russen und „Gläubigen“ kein anderes Volk gebe, schickte er doch einen Boten an einen der Karawan-Baschi ab mit der Anfrage, ob es ein italienisches Volk überhaupt gebe und wenn das wider Erwarten der Fall sei, ob es einen eigenen König hätte, oder ob es nicht einen Stamm des englischen Volks bildete. Nachdem der Emir angekommen, befragte er die Touristen, wer sie seien, ob sie einen König hätten, ob sie Briefe von bekannten Herrschern, — dem russischen Kaiser oder dem Sultan — mitgebracht hätten? Solche Briefe fanden sich nicht vor und selbst kein Geleitschein von dem Karawan-Baschi. Nun wurde das Geld der Reisenden sofort der Casse des Emirs einverleibt, ihr sonstiges Gut öffentlich versteigert und sie selbst, nachdem man sie sogar ihrer Oberkleider beraubt hatte, in einen Klopownik gesteckt! (Weißt du lieber Leser was das ist? Nun — eine Grube angefüllt mit Schmutz, in dem es von Myriaden großer Wanzen wimmelt!) Man sollte kaum glauben, daß es dergleichen giebt und doch bezeugen es die Bucharen, die hinzusetzten, Niemand halte es länger als einen Monat in einem solchen Gefängnisse aus. Der vornehme Perser, dessen wir oben erwähnten, war mittlerweile in Buchara angelangt; empört über dieses Verfahren des Emirs, erklärte er demselben ins Gesicht, in anderen Ländern gelte nicht nur eine solche Handlungsweise für schmachvoll, sondern schon die Verweigerung der Gastfreundschaft. Der durch so kühne Aeußerung in seiner Würde verlegte Emir ließ auch ihn einsperren. Der kirgisische Führer der Italiener wurde entlassen und kehrte nach Drenburg zurück. Endlich nach drei Tagen kam die Antwort des Karawan-Baschi an: Die Italiener seien ein großes Volk, hätten einen eigenen König und mit den Engländern nichts gemein. Der Emir ließ nun die Gefangenen in ein besseres Lokal bringen, in das „Gesandtenpalais“, wie die Bucharen es benennen. Dasselbe ist aber nichts als eine ziemlich große Lehmhütte, gegenüber der Behausung des Emirs und so gelegen, daß der Emir sich stets selbst von seiner Wohnung aus überzeugen konnte, ob die Gefangenen mit einander verkehrten. Ungeachtet aller Wachsamkeit der Wächter gelang es den Gefangenen dennoch ihre Regierung von ihrer traurigen Lage in Kenntniß zu setzen. Die italienische Regierung wandte sich an den Sultan und nach wiederholtem Drängen sandte derselbe einen in der Türkei wohnhaften Bucharen mit Briefen an den Emir wegen Befreiung der Italiener. Der Bote des Sultans gelangte in kurzer Zeit nach Drenburg, wo bereits die nöthigen Vorbereitungen zu seiner Weiterreise getroffen waren. Der Karawan-Baschi berichtete dem Emir über das baldige Eintreffen eines türkischen Boten mit Briefen, betreffend die gefangenen Italiener.

Das Schreiben des Sultans war in Goldbrokat eingenäht und mit dem Reichsiegel versiegelt; auch Geschenke waren beigelegt, bestehend aus einigen Uhren, Seidenzeug, Tüchern, Mützen u., alles dies war in einen Reisefack gethan, welchen der Bote wie seinen Augapfel bewachte. Er verließ in Begleitung eines bucharischen Arbeiters Drenburg in einem Schlitten, passirte Orsk und gelangte in der Nacht in die dritte Station jenseit des Forts, woselbst er, den Bucharen bei dem Schlitten als Wächter zurücklassend sich in das Stationsgebäude begab, um sich zu erwärmen, während die Pferde gewechselt wurden. Plötzlich stürzt der Buchare entsetzt und jammernnd ins Zimmer: der neue Fuhrmann war mit den Sachen entflohen und seine Spur nicht zu entdecken. Der unglückliche Bote durfte es nicht wagen ohne Geschenke an seinen Bestimmungsort zu gehen. Er kehrte nach Drenburg zurück, wo ers noch immer überlegt was ihm vortheilhafter sei, sich in Bucharien pfählen oder in Constantinopel hängen zu lassen. Die kühnen Italiener mußten daher noch längere Zeit schmachten. So eben erst, fügt der Correspondent in einer Nachschrift hinzu, erfahre ich aus sicherer Quelle, daß sie bereits auf freien Fuß gesetzt sind. Ihr Vermögen freilich ist ihnen noch nicht wiedererstattet worden, doch ist auch dazu vielleicht Aussicht, denn der Emir weiß, daß es Mittel giebt ihn zu zwingen den so schwer Gefrängten Genugthuung zu leisten.



## Bismarck in Niga.

r. — Als am 8. Mai 1736 der bisherige Vicegouverneur General-Lieutenant und Ritter von Hochmuth zu Niga gestorben war, folgte ihm der Generalfeldwachtmeister und Ritter Ludolph August von Bismarck, welcher auch, der damaligen Verfassung gemäß, im sogenannten deutschen Gouvernement Sitz und Stimme bekam und die erlassenen Patente unterschrieb. In seinem Amte war er bis zum Anfang Decbr. 1740, welches Jahr ihm den Rang eines General en chef, aber auch schließlich die Verbannung nach Sibirien brachte.

Sehen wir, was sich über den hierherver Schlagenen Sprößling eines neuerdings wieder in den Vordergrund getretenen Geschlechtes auffinden läßt. Es scheint, daß in demselben auch schon vor mehr als hundert Jahren die Theorie vom Blut und Eisen eine Rolle gespielt. Unser Ludolph August von Bismarck, einem alten Adelsgeschlechte der Mark angehörig, war der Sohn eines königl. preußischen Landrathes, trat in seines Königs Kriegsdienste und hatte es bald bis zum Obristen gebracht. Als solcher lag er mit seinem Regimente zu Magdeburg, wo er zuerst das Unglück hatte jenes Sprüchlein vom Blut und Eisen practisch zu verwerthen. Sein Diener hatte ihn erzurrt, er erstach ihn und steckte den Erstochenen unter das Bette. Die Zeit scheint aber doch für eine solche Verbindung von Blut und Eisen noch nicht reif gewesen zu sein, es erhob sich ein arger Sturm und

der Obrist v. Bismarck mußte seiner Sicherheit wegen sich zum alten Dessauer, welcher damals als Gouverneur in Magdeburg seinen Sitz hatte, flüchten. Durch die Bemühungen dieses und des alten Generalfeldmarchalls Ragner gelang es endlich den König Friedrich Wilhelm zu versöhnen und dem hüzigen Obristen seine Stelle wiederzuschaffen; als er aber drei Male nach einander, obgleich ältester Obrister, im Avancement übergangen wurde, sah er, daß in Preußen sein Glück nicht blühe, verkaufte sein Güthen und ging nach Mostau. Dort war damals noch der Ort, wo Glücksritter mit feinen Manieren und guten Empfehlungen leicht auf einen grünen Zweig kamen. Feine Manieren werden an dem Hrn. Ludolph v. Bismarck ausdrücklich gerühmt, gute Empfehlungen wußte er sich durch den damals in Rußland so mächtigen Grafen Biron zu verschaffen, so wurde er denn in der zarischen Armee als General-Major angestellt und heirathete zur größeren Befestigung seines Glückes 1733 Thecla Trotta v. Treyden, der Zarin Hofdame und Schwester der Gräfin Biron. Ein Commando in Litauen gegen die Anhänger des Stanislaus war der Lohn und bald darauf sehen wir ihn in wichtigen Angelegenheiten zum König von England geschickt. Von dem erneuten Commando russischer Truppen in Polen und Litauen ward er als Gouverneur nach Riga versetzt, die Campagne hatte ihm den polnischen Orden des weißen Adlers eingebracht. Es war aber auch wichtig, daß zu der Zeit ein dem Grafen Biron ergebener Mann an der Grenze von Kurland das Regiment führte, denn letzterer warb um den kurlischen Herzogshut. Wir finden denn auch Hrn. v. Bismarck im Jahre 1737 bei der Wahl sehr thätig und es wird ausdrücklich vermerkt, daß er im Namen seines Schwagers dem kurlischen Adel alle möglichen Versicherungen gab, er solle bei seinen Freiheiten geschützt werden. Die guten Dienste wurden mit dem General-Leutenantpatent belohnt. Biron ging bekanntlich nicht in sein neues Herzogthum, sondern zog es vor Rußland zu regieren; seine Gegner sagten, daß er sich dabei arg bereichert und in den wenigen Jahren mit seinem Schwager zusammen die für damalige Zeiten ganz erkleckliche Summe von 14 Millionen Rubeln zusammengebracht. Schon im November 1740 aber ging der Stern Biron's unter, er hatte sich den Zorn der Großfürstin Anna zugezogen und wurde, obschon nicht russischer Unterthan, sondern souveräner Fürst, nach Sibirien verbannt. Auf der Insel Veresow im Ob lebte er mit den Seinen lange, lange Jahre des Exils, bis es ihm im hohen Alter vergönnt war in sein Herzogthum zurückzukehren. Dieses traurige Schicksal theilten auch des Herzogs zwei Brüder und sein Schwager der Gouverneur Ludolph v. Bismarck. In einer Winternacht ward er aus Riga nach Schlüsselburg abgeholt und nachdem er daselbst eine „scharfe Inquisition“ ausgestanden nach Sibirien geschickt, in Tobolsk schon starb er, ihm war es nicht beschieden, wie seinem Schwager, im Alter die Sonne noch einmal warm auf sich niederscheinen zu sehen. In unseren Landen aber zagte und verstummte man in jenen Tagen, wo das Schicksal es liebte die hoch emporragenden Häupter mit sei-

nem Wetterstrahle zu treffen, und nur selten und später wagte eine Feder von jenen Zeiten zu reden. So Gauhe in seinem Adelslexicon S. 73. u. ff., der Autor der genealogischen Nachrichten S. 8, Widow in der Sammlung russ. Gesch., Bd. IX, S. 344 u. ff. und Gadebusch livl. Jahrb. IV, Abschn. II, S. 98, 123, 174, 176.

### — ❖ —

## Eine Kirchweih am Strande.

r. — Am livländischen Meeresstrande von der Düna bis zur Salis ziehen sich öde tannenbewachsene Dünen, hohe Sandberge und weite Sandflächen hin, einsame Fischerhäuschen, zum Trocknen ausgepannte Netze und aufs Land gezogene Böte unterbrechen die trübselige Einförmigkeit. Das schrille Getreisch langfittiger Möven und zuweilen ein einsam nistendes Adlerpaar erinnern, daß auch lebende Wesen an diesem öden Strande hausen. — Plötzlich aber und unerwartet verändert sich dazwischen der Character der Gegend. Wo eins der vielen kleinen Fließchen und Bächlein seine Wasser dem Meere zuwendet, da dehnen sich saftige Wiejen dessen Ufer entlang, die kräftige Schwarzele, die hellgrüne Birke zeigt sich und manche uralte Eiche ragt weit über die niedere Menge der andern Bäume empor, — da schaaren sich auch die Wohnungen der Menschen zusammen, da finden sich inmitten derselben die freundlichen Strandkirchlein und nicht fern davon mit rothen Blumen bewachsen die stillen Kirchhöfe.

Eine der freundlichsten solcher Däfer ist die am Petersbache, ungefähr sechs Meilen von Riga entfernte. Schon in grauer Vorzeit wird dies Bächlein in unseren Urkunden genannt, es bildete hier die Gränze zwischen den Gebieten des Ordens und des Bischofs, auch ein Kirchlein stand hier von Alters her, die Capellen zu St. Peter genannt. Lange Zeit hindurch war diese Capelle die Mutterkirche eines größeren Kirchspiels und Adiamünde, jetzt zu Pernigel gehörig, ein Filial derselben, vor circa 90 Jahren theilte man die Verbindung und wies Adiamünde an Pernigel und Peters-Capelle zu Cremon; von dort aus wurde die Tochterkirche alle drei Wochen bedient, ein ärmliches hölzernes Kirchlein, schon 130 Jahre alt, faste die kleine lettische Gemeinde, denn nur Strandbauern sind hieher eingepfarrt, die Gebäude des alten Pastorats zerfielen, dessen Ländereien kamen abhanden, theils wuchs Wald auf denselben auf, theils schlug man sie zum Gutslande und zu Pachtböfen; wer mochte auch für diese entlegene arme Gegend sich interessieren? gehörte doch kein Hof und kein Herr hieher. — Seit zwanzig Jahren begannen die Deutschen Livlands der wohl auch schon früher zuweilen gelebten Gewohnheit, ihrer Gesundheit wegen den Seestrand und das Seebad aufzusuchen, mehr nachzuleben, da entstanden von Pabbaich bis Pernigel hinauf zahlreiche Ansiedelungen der Sommergäste; zumal in Neubad, an einem Bächlein, kaum eine halbe Stunde von Peterscapelle entfernt gelegen, entwickelte sich ein mun-

teres und buntes Leben, das durch die Fürsorge des Besitzers von Kolzen noch gefördert wurde; Gebäude zu gesellschaftlichen Zwecken erhoben sich, für gute Musik ward gesorgt, jährlich ein Arzt für die Badezeit gewonnen. Aber nicht nur für das leibliche Wohl der Badegäste wurde gesorgt; als vor bald anderthalb Jahrzehnten die Pfarre zu Cremon erledigt wurde, sorgte der Erbherr von Kolzen, als Patron der Peterscapelle für vollständige Abtrennung des bisherigen Filial's und dessen Wiederherstellung als selbständige Kirche. Die Erbauung einer Schule und den Neubau der verfallenen Kirche übernahm er aus eigenen Mitteln auszuführen. Nach mancherlei Zwischenfällen war das Kirchlein vollendet und Sonntag den 5. Juli zum Tage der Kirchweihe bestimmt. Die Prediger der angrenzenden Kirchspiele waren zur Mitfeier dieses Festes erschienen, auch ein großer Theil ihrer Gemeinden hatte sich eingefunden, so kam es denn, daß das neue Kirchlein, wenn auch recht geräumig, die Menge der Versammelten bei Weitem nicht zu fassen vermochte, viele Hunderte mußten draußen umherstehen und bedauerten, daß ihnen nicht im Freien von einem der umliegenden Hügel herab gegredigt wurde.

Um 9 Uhr Morgens begab sich vom Pastorate aus der feierliche Zug der Prediger unter Vorantritt Sr. Eminenz des gerade in Livland weilenden Bischofs Dr. Ulmann, der vom Consistorium ersucht war den Act der Weihe vorzunehmen, und des Kirchenpatrons wie dessen Angehöriger zur Kirche; der Pastor loci hielt vor der verschlossenen Kirchthür eine kurze Ansprache, worauf der Bischof mit dem vom Patron überreichten Schlüssel das neue Gotteshaus im Namen des dreieinigen Gottes öffnete. Die Menge strömte hinein, Gesang empfing sie, die Weihe der Kirche in ihren einzelnen Theilen und der Kirchengeräthe ward mit einer ergreifenden Ansprache des Bischofs, unter Assistenz der sechs anderen anwesenden Prediger, vollzogen. Vor bald fünfzig Jahren war er als Seelsorger auch dieser Gemeinde eingetreten und hatte ihr lange Jahre hindurch angehört. Die lettische Predigt hielt der Pastor loci, später die deutsche Pastor Bäckmann aus Petersburg, einst Nachfolger Ulmanns als Pastor zu Cremon und Peterscapelle. Nach der deutschen Predigt wurde ein gelungen vom Kirchenpatron selbst componirter Festgesang von früheren und gegenwärtigen Schülern der Parochialschule präcise und geschickt vorgetragen. Sicher haben nicht nur die in großen Mengen herbeigeströmten Landbewohner, sondern auch die vielen zum Baden hier weilenden Deutschen einen erhebenden und erweckenden Eindruck von dieser schönen Feier davon getragen. Gegen Abend vereinigte bei einem festlichen Mahle der Kirchenpatron alle anwesenden Theilnehmer der Feier des Tages im Gesellschaftshause in Neubad.

Das neue Kirchlein ist aus Ziegeln in geschmackvollem Styl aufgeführt, ein in entsprechenden Verhältnissen weithin sichtbar emporragender schlanker Thurm schließt dem Meere zu den symmetrischen Bau; der Altarchor ist mit zwei in Berlin schön gemalten Glasfenstern geschmückt, zwischen denen über dem Altar ein figurenreiches Gemälde, nach einem Entwurf des Altmeisters Cornelius von einem Schüler

desselben ausgeführt den Eintretenden angenehm überrascht. An der Außenseite der Vorderfront unter dem Thurme lassen die rechts und links weit über Lebensgröße al fresco gemalten Bilder der Apostelfürsten Petrus und Paulus den Wanderer schon von Weitem ahnen, daß er sich hier einem Bau näherte, der in würdevoller Einfachheit mehr als gewöhnlich unsere Landkirchen auch das gebildete Auge befriedigt. Wir haben wol von verständig und unverständig in den letzten Jahren aufgeführten Bauten in unserem Lande manche gesehen, auch manches Kirchlein ist durch vereinte Opferwilligkeit der Gutsbesitzer und Gemeinden neu entstanden, einen hervorragenden Platz unter den letzten kirchlichen Bauten aber nimmt unstreitig die neue Kirche zu St. Peter am livländischen Meeresstrande ein.



Est.

A-2818

4416

Bei **C. J. Karow**, Universitätsbuchhändler in Dorpat, sind ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

**M. J. Schleiden über den Materialismus.**

Zur Kritik der Schrift: Ueber den Materialismus der neueren deutschen Naturwissenschaft, sein Wesen und seine Geschichte. Zur Verständigung für die Gebildeten von **M. J. Schleiden**, Dr. Leipzig 1863. 57 Seiten. 8°.

(Sonderabdruck aus dem Dorpater Tagesblatt. Februar—März 1864.)

Preis geh. 20 Kop.

**Holst, C.**, Die Entwicklung der Stadt Fellin und ihrer Verfassung.

Preis geh. 30 Kop.

**Skizzirte Darstellung der Gründe zur Reorganisation des deutsch-gemeinrechtlichen Justizprocesses in unseren Ostseeprovinzen und namentlich in Livland.** Preis geh. 20 Kop.

**Dorpater Skizzen.** Von einem alten Dorpater Studenten. Preis geh. 1 Abl.

**Dettingen, A. v.**, Ueber Kant's Pflichtbegriff mit Beziehung auf unsere Zeit. Festrede gehalten am 12. Decbr. als am urkundlichen Stiftungstage der Dorpater Universität. Preis geh. 20 Kop.